This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

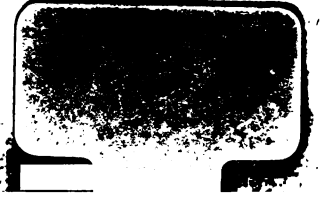
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet. Gr. II A. 18



Erholungen.

Herausgegeben

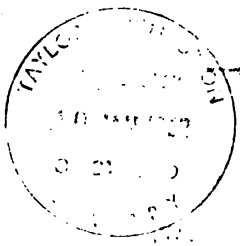
von

W. G. Becker.

Erstes Bändchen.

1797.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie.



Inhalt.

I. Amor und Psyche. Sechszehn kleine Dichtungen von Gleim. — — S. 1.

II. Uiber fehlschlagende Erwartungen. Von Garve. — — — — 17.

III. Wilhelmine Schmidt. Eine Elegie von Klamer Schmidt. — — 43.

IV. Der Tempel der Liebe, oder Omar und Zenide. Eine Geschichte aus den geheimen Annalen von Peru gezogen. Von Jünger. — — — — 56.

V. An Klamer Schmidt. Von Tiedge. — 114.

VI. Der Heckthaler. Eine Schreckenserzählung. Von Kretschmann. — — 139.

VII. Fragmente aus Dante's Himmelreich. Von A. W. Schlegel. S. 177.

VIII.

Inhalt.

VIII. Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters. Von G. W. C. Starke. — — — — 194.

IX. An Gleim. 1775. Von Klamer Schmidt. 201.

X. Die stumme Nachtigall und Amynt, ihr Einfänger. Eine Idylle von Weiße. 204.

XI. Hohensteinische Volkssagen. Von Otmar. — — — — 213.

XII. Der erfüllte Traum. Von Martyni-Laguna. — — — — 247.

XIII. Der verdorbene Hering. Von Streithorst. — — — — 251.

XIV. An Sicilianus Bombyx, nach Balde. Von Klamer Schmidt. — 258.

XV. Die ästhetische Wirkung. Von W. G. Becker. — — — — 259

I. Amor

I.

Amor und Psyche.

Sechszehn kleine Dichtungen von Gleim.

Von 68. neuen Dichtungen, die unser Musen-Patriarch unter dem Titel: Amor und Psyche, 1796. als Manuscript für wenige Freunde, auf 5 Bogen groß Octav zusammen drucken ließ, darf ich hier nur 16. mittheilen. Wahrscheinlich wird der Verfasser, wenn er uns endlich Opera omnia giebt, diese zartesten Blüten seiner Phantasie, unter die scherzhaften Lieder, womit der Jüngling seine poetische Laufbahn eröffnete, mit aufzunehmen nicht verschmähn. Und das mit Recht. Diese Amor- und

Psyche-Gedichte sind in eben dem Jugendgeiste und vielleicht in noch mehr bearbeiteten Sylbenmaaßen gesungen, und zeichnen sich durch Anmuth, Unschuld, Naivetät und frische Färbung gleich ehrenvoll aus. — Welch eine Erscheinung von dem 77jährigen Greise! In Jahren, wo Andere mit den Mühseligkeiten des herabschwindenden Lebens zu kämpfen haben, wo Mancher kaum noch seinen Namen unter sein Testament schreiben kann, schreibt Gleim noch in dem häuslichen Zauberkreise zweier Liebenden, welche die ganze Mythologie nicht lieblicher aufzuweisen hat, und singt, von Amors Fittich umspielt, von Amors Fackel umleuchtet, Liederchen, die dem feurigsten Jüngling Ehre machen würden."

Der Einsender.

2.

Eine Psyche kann kein Maler,
Glaub' ich, malen! Wenn sie säße,
Würd' er, glaub' ich, Furcht empfinden,
Wie man vor den höchsten Göttern

Furcht

Furcht empfindet, würde, glaub' ich,
Keine feste Hand behalten,
Würde zittern, würde, glaub' ich,
Lauter falsche Farben mischen!
Eine Psyche kann kein Langer, *)
Kein Apelles, glaub' ich, malen.
Und man sagt: Es habe Tischbein
Eine Psyche jüngst gemalet,
Und getroffen, und man werde
Von dem Bilde hingerissen,
Anzubeten seine Psyche,
Laßt, o laßt das Bild mich sehen!

2.

Kind! sprach Psyche zu dem Amor:
Laß uns tanzen! und sie tanzten
Hirtentänze! Laßt uns trinken!
Sagte Bachus, und sie tranken;
Und der froh gewordne Bachus
Wollte küssen! Aber Psyche
Hatte schon sich weggeschlichen!

*) Der große Maler zu Düsseldorf.

3.

Psyche malend, malte Blumen;
Huysum malte sie so schön!
Wer sie sah, mit Kennerangen
Konnte sich nicht müde sehn.

Amor kam, und sah sie malen;
Welch ein Schatten! welch ein Licht!
Liebe, sprach er; Liebe! male
Mir doch ein Vergißmeinnicht!

4.

Amor liebt die kleinen Freuden!
Kleine liebt er mehr, als große!
„Große sagt er, wären Riesen,
„Kleine kämen bald zu denen,
„Die sie riefen, große ließen
„Auf sich warten!

Psyche hörte
Diesen Hymnus! Lieber Amor!
Sagte leise sie: Wir leben

Götterleben bei den Menschen,
Hier auf Erden! o du Lieber!
O! wenn du willst, dann so leben
Wir's auch oben, bei den Göttern!

5.

Rose! schön bist du beblättert,
Bist der Blumen Königin!
Wer dich sieht, und nicht vergöttert,
Hat für Schönheit keinen Sinn!
Rose! Von den Blumen, welche
Geußt geraumer ihren Duft,
Geußt aus ihrem Blumenkelche,
Solchen Balsam in die Luft?
Amor gab die Antwort: Keine
Zieht, wie sie, die Sinnen an!
Und von Mädchen ist das Eine
Meine Psyche, die es kann!

6.

Die Musen nahmen mich
Gefangen! Angelegt

An Blumenketten war
Ich, ihr Gefangner gern!
Von allen Neunen nahm
Ich die Befehle gern!
Auch dient' ich ihnen noch,
Hätt' unter ihnen ich
Ein Mädchen nicht gesehn,
Das Psyche hieß, und war!
Kennst du's? sprach Amor! Sprach's!
Und seine Psyche schlug
Die Augen nieder, gieng
Aus Amors Augen weg;
Und Amor, sagt man, gieng
Ihr nach, auf den Parnaß!

7.

Amor wollte Psychen frein,
Und die Hochzeit sollte seyn.
Aber Amors Mutter wollte,
Daß die Hochzeit nicht seyn sollte!

Grazien und Musen weinten
Heiße Thränen und vereinten
Sich zu bitten: Mutter! Du
Bist zu grausam, gieb's doch zu!

Nein! ich kann nicht! Amor wollte,
Weil die Hochzeit nicht seyn sollte,
Todt sich grämen! Mütter! Ei!
Sagte Zevs, die Hochzeit sei!

Liebesgötter stritten, schlugen
Sich ums Tragen, siegten, trugen,
Ach! das Brautkleid war so nett,
Amors Braut ins Hochzeitbett!

8.

Hör! ich will dir was erzählen,
Sprach zu seiner lieben Psyche,
Stehend unter Myrthen, Amor!
Einst war ich ein kleiner Schwärmer,
Schwärmte, sprach er, mitternächtlich,
Und es gossen Regengüsse

Gar

Gar gewaltig! Mich zu retten,
Klopft' ich stark an eine Pforte;
Wer denn, klopft da? fragte zornig
Aus dem Fenster ein Erwachter!
Laß mich ein! die Regengüsse
Haben so mich naß gegossen,
Daß ich treufle, hab' Erbarmen,
Laß mich ein! rief ich, und wurde
Menschenfreundlich eingelassen!

Lampen wurden angezündet,
Kohlen angeblasen, Tropfen
Aus den Locken ausgetrocknet!
Laß doch sehn, sprach ich, du Lieber,
Zu dem Trockner, ob mein Bogen
Schlaff geworden? spannt' ihn, zielte,
Traf den Trockner! Und er liebte,

Wär es möglich nur gewesen,
Eine Psyche, liebte, weil es
Möglich war, ein andres Mädchen,
Nicht so schön, wie du, versteht sich,
Aber fast so liebenswürdig!

Sprachs!

Sprachs! und Psyche schlug den Amor,
Sanft mit einem Myrthen-Zweige,
Sagend: Loser! du bist dankbar!

9.

Rose! Rose! sagte Psyche,
Du bist schön, wie mein Geliebter!
Bist die Königin der Blumen!
Bist von einem Liebesgotte
So gefärbt! „Von deinem Amor!“
Sagte da die schöne Rose!

10.

Hast du den Homer gelesen?
Fragte Psyche! Wer? das wußte
Wers erzählte nicht, sie fragte:
Hast du den Homer gelesen?
Und, als Nein! ertönte, Lies ihn,
Sagte Psyche: Lies ihn! aber
Werde nicht ein Held, wie Hektor,
Wie Achilleus nicht, und raube

Wie der König Agamemnon,
Keinem Diener eines Gottes
Seine Tochter; sondern baue,
Wie Alkinous, der König,
Einen Garten, und bewirthe
Weise Männer in dem Garten!

II.

Amor fütterte die Tauben
Seiner Mutter! Dürft' ich, sagt' er,
Euch nur einmal vor den Wagen
Meiner Psyche spannen, Nektar
Gäb' ich euch zu trinken, gäbe
Götterspeisen euch zu essen.
Nimm sie! sprach die gute Mutter.
Aber die getreuen Tauben
Wollten sich nicht nehmen lassen!
Und als Amor die Geschichte
Seiner Psyche klagte, trat sie
Vor den Amor bittend. Laß mich
Hingehn, und das Lob der Treue

Deiner

Deiner Mutter singen! Clio
Wird ja wohl den Hymnus machen!

12.

Psyche, Rosen für ein Lager
Ihres lieben Amors pflückend,
Ritzte sich den zarten Finger!

O du Dorn! welch' eine Strafe
Wird dir Radamanthus sprechen!
Blut, wie Götterblut, entströmend
Ihrem Finger, floß auf Rosen,
Und die Rosen wurden schöner!
Aber Psyche klagte Schmerzen!

Aeskulap ward aufgerufen!
Aeskulap gebot den Schmerzen,
Seine Kranke zu verlassen;

Bleibt ihr, sprach er, dann gebietet
Euch ein Höherer, zu weichen,
Und bestraft den Ungehorsam!
Plötzlich wichen alle Schmerzen.

Dank

Dank dem Helfer! sagte Psyche,
Und die schon gepflückten Rosen,
Ohne mehr zu pflücken, trug sie
Nach dem Lager, und dem Amor
Sagte die gesunde Psyche
Nichts von ihren grossen Schmerzen.

13.

Von den zweien Venus-Tauben,
Hätte, sagt man, in Gebüschen
Am Parnassus, nicht auf Paphos,
Eine sich verirrt! Die Taube
Hätt' ein armer Pilger, girrend
Angetroffen, und gefraget:
Was denn ist dir? und die Taube
Hätte, sagt man, girrend: Pilger!
Zeige mir den Weg zu meiner
Lieben Göttin! herzbewegend
Ausgesprochen; und der Pilger
Hätte, wundernd, sie gefraget:
Wie? zu deiner lieben Göttin?

Wie denn heißt sie? — Venus! hätte
Die verirrte Taube wieder
Herzbewegend ausgesprochen!
Und der arme Pilger hätte,
Sagt man, ihr den Weg gewiesen;
Und die Taube, sagt man, wäre
Bei der Göttin angekommen,
Eben, als um Psychen Amor
Angehalten hätte! Soll ich
Sterben? Mütterchen! die Worte,
Hätte, sagt man, sie gehöret,
Und der arme Pilger wäre,
Sagt man, plötzlich reich geworden.

14.

Amor schliff zwo Pfeile, sagend:
Dieser ist für Zevs, und dieses
Für Frau Juno! Pallas hörte
Seine Sage! Willst du wieder
Fragt' ihn, menschenliebend, Pallas,
Eine Troja bauen lassen?

15.

Meint ihr, daß ich von den Göttern
Wie verlassen bin? ihr irret!
Zwar sie haben Geld und Güter
Mir, dem dem sten aller ihrer
Lieben Menschen, auf der Erde
Nicht gegeben; aber, aber
Brod und Wasser, und die Leier,
Welche Scherz und Liebe singet;
Und dem Geld- und Gutbesitzer
Gönn' ich seine Prachtgebäude,
Prachtgefilde, Tempel, Grotten,
Wasserfälle, Vasen, Büsten!
Gönn' ihm alle seine feinen
Malereien, seine Hackerts,
Seine Rembrands! seine schönen
Von Angelika, der Deutschen!
Seine Kupferstiche, gönn' ihm,
Bei den hohen Gönnern! Alles!

Aber wollt' ein großer König,
Der nicht Krieg zu führen hätte,

Der

Der kein Lied von mir verlangte,
Als ein Danklied, als ein kleines
Mir ein kleines Landgut schenken,
Nur ein kleines, ja kein großes!
Oder wollt' ein großer Maler
Psychen malen und mir schenken,
Nun? so nähm ichs, und ich wäre,
Doch wohl etwas glücklicher!

16.

Alle Nächte, sagte Psyche,
Hab' ich Träume! Diesen Morgen
Eh' die Schwalbe, der Vertreiber
Aller meiner schönen Träume,
Tschwitzerte, sah ich den Köcher
Meines Amors Palmumkränzet,
Sah den Helm des Krieges-Gottes
Unter Nesseln hingeworfen.
Zitternd floh ich vor dem Helme!
Deut' es, Amor! sagte Psyche.

Nichts

Nichts ist leichter, sagte, sehend,
Wie ein Traumausleger, Amor:

Tauben werden in dem Helme
Bald nun nisten! alle Völker
Werden nun einander lieben!
Gestern hab' ich meinen Köcher
Leer geschossen! Alle Menschen
Werden nun einander lieben.

Gleim.

II.

Uiber fehlschlagende Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder, verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussehung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten. — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie sehn mögen,

doch wegen ihrer Mannichfaltigkeit, oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrüßlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen, auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite, oder in dem Zeitpuncte, wo wir Anwartschaft darauf hatten, und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprachen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch dieses uns erhalten machten, von einem Ungewitter oder einer Kälte überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur

die

die Entbehrung gehabter Langeweile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstiget hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint: und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Aeltern, zärtliche Aeltern, gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen; und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnet haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen ge-

schlecht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher Langeweile mißmuthig giengen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern; und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Giebt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustiget, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne

Ohne Zweifel findet beides, unter gewissen Einschränkungen, Statt.

Es ist richtig, daß, in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen, ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uibereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen andrer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses leztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartung täuschenden Vorfälle, — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet,

geleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung giebt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussehungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch, in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleine ihm jetzt vor Augen liegende Umstände bemerkt; desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen, oder diese Schlüsse, geschehen nicht immer mit vollem Bewußtseyn, und so, daß man Andern davon in dem Augenblicke Rechenschaft geben könnte; und eben deswegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierinn liegt der sogenannte Tact, der zur Ausführung weit aussehender oder keinen Aufschub leidender

Unter-

Unterhaltungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bey einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bey dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfter, als andere von gleichen Geistesfähigkeiten, in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere seyn, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uibergewicht der Gründe auf

irgend

irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe, eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhiget, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Erfindung der Wahrheit geendigt habe. — Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so

sehr

sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die practischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen, oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viele fehlschlagne Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu gewiß haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Vergeblichkeit, aus Trägheit.

Die

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so giebt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie seyn mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet seyn: im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig einmal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch einmal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief

in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit seyn. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen, oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unsrer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichts destoweniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deswegen öfter, als Andere, in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnwitzes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirk-

lich

lich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uibergang vom heftigen Begehren zur Uiberredung von dem Besitze der Sache, hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung, ihn zu erhalten, erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er; und desto öfteren und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größre Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifenden der Wünsche.

Oft vereinigt sich beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glückes selbst, als eines Verdienstes rühmen, und,

wie

wie Cäsar, glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Person und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich seyn, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen, und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders, wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefodert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben.

Es

Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, welche sie zu diesem letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu; sie glauben ehelicher Weise, das bis zu dem bestimmten Zeitpuncte die Umstände zu ihrem Vortheil sich abändern, ihre Hülfsquellen sich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei einigen zu einer schädlichen Thorheit an. Der äußerste Grad davon zeigt sich bei gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen, nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittrere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen, oder einzelnen Personen leistet, gerade zu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maaß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter Griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen nur zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt

schenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und mit der Welt sehr unzufrieden sehn.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens, das, was man Glück nennt, — die einem Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger, oder widriger Zufälle — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen, bey gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung, öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passend sind, und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht, wodurch seine zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bey gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Zufälligkeit der Natur mit dem Prinzip der Freiheit, der Lauf der

Dinge

Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser, als bei andern, zusammen. Sie sind — um mich des Ausdrucks einer veralterten Theorie zu bedienen — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Diese Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe, den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbare Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist, als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung man-

cher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun, und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen, als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei der Ausführung, sondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten, wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen, ein großes Mistrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große fremde Gesellschaft eintritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblicke an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, die gegenwärtige Lage der Umstände zu beurtheilen, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahndungen, als,

bei einem ruhigen Zustande des Gemüths, sich von dem Maaße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft, als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wornach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussehungen zu entdecken, und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahnung

oder der weisern Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden. Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht, unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe, und unsere Erwartungen gehen blind von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten; — zwar alles nach einem Plane, (so glaubt und hofft es der Gottes-Verehrer,) aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß, bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander, doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen, und selbst das Wohlseyn eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache mich zu wundern, daß, bei diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlicher und geistiger Kräfte,

wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntnis einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte, unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Übungs-Platze macht, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen best gegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reiffer Überlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen — was wird er thun? Seine Hände in den Schoos legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. —

Oder

Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit bessern Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten nach kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen: so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und

doch

doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch beides wird sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht alles zu fordern, alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben, nach seiner Meinung, gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit mündigen zu

gleichem

gleichem Wohlseyn berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese alle, in allem was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegen gearbeitet wird, — als wenn er seine zu weit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dieß vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur,

tur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er dann endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn

er

er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben, mit dem kleinsten Gewinne, fröhlich nach Hause geht.

Garve.

III.

III.

Wilhelmine Schmidt.

Eine Elegie.

Im Mai 1788.

Wilhelmine Schmidt starb, noch nicht vier Jahr' alt, den 23 Mai 1787.

Zum Andenken an das von uns Allen so geliebte Kind, sandte mein Herzensfreund, der Hofrath Abel zu Düsseldorf, mir ein sehr schönes und sehr rührendes Gemälde von Langer. Es stellt Wilhelminens Genius vor, der in einem Cypressenwalde an ihrem Grabmale lehnt, und, mit verhülltem Gesichte, die Fackel löscht. Dieß Gemälde ward Veranlassung zu folgender Elegie, einer achtjährigen Schuld, die ich meinen Freunden wohl endlich einmal abtragen muß. Mehrere von ihnen sahn das Langersche Bild über meinem Pulte hangen, und fragten nach der Bedeutung. Zu den zwei mehmüthigen Worten, die

ich

ich ihnen damals nur darüber sagen konnte, mögen diese Blätter ein Commentar, und ich hoffe, kein unwillkommner, seyn.

Halberstadt, den 9 August, 1796.

Zum zweiten Mal kömmt nun der Lenz zurück,
Und immer noch — Unmöglich, zu erstatten! —
Fehlt mir ein Theil von jenem süßen Glück,
Das ich genoß, auf kühngestickten Matten,
Am klaren Bach, im jubelnden Gesang'
Der Nachtigall, oft halbe Tage lang.

Ach! wo der Schwermuth kalter Schatten
Der Seele Lebenskraft und Lebenswärme nimmt,
Wo jeder Blütenkranz der Hoffnung abgefallen,
Da jubilirt umsonst ein Chor von Nachtigallen;
Da blinkt umsonst der Bach voll fließender Crystallen
Durchs kleine Thal, das sich arkadisch krümmt;
Da trägt umsonst den Reichthum ihrer Farben
Die Jahrszeit auf — die kranke Seele schwimmt
Im Zaubermeer, und ist verdammt, zu darben!

Ach!

Ach! Alles ist auch mir in Trauer eingehüllt.
Der freiste Zug, das schönste Bild
Der malenden Natur dient, meinen Schmerz zu mehren.
Mich, dem Erinnerung itzt mehr als Alles gilt,
Mich, den die Grausame nichts sehen läßt und hören,
Als jenes Trauerspiel: (wie lange schon beweint!)
Mich! mich muß der Gedank' empören,
Ein Stück zu sehn, wo Alles sich vereint,
Genuß und Jubel auszudrücken;
Wo süßer Muthwill', jugendlich Entzücken
Den Knoten schürzt, die kleinste Scene hebt;
Wo selbst der Grashalm auf diesem Hügel lebt,
Indeß, tief unter ihm, Verwesung sonder Schonen
An eines Engels Raub' ein neues Fest begeht;
Wo kleine Vögel, Millionen,
Wovon nicht einer mich versteht,
Ihr Leben leicht versingen und verküssen,
Indeß ein Theil, vom Herzen mir gerissen,
Unlieblich schläft in langer Nacht,
Und immer schläft, und — nie vielleicht erwacht!

Unwiederrufliches Geschick,
Das selbst der Könige triumpherfülltem Glück,
So wie dem sanften Loos' des Hirten,
Das eiserne Gesetz des stäten Wechsels gab!
Ein heller Morgen kränzt mit Myrten
Und Lorbeern unsern Pilgerstab;
Ein rauher Abend streift sie ab,
Läßt nichts zurück, als — Angedenken:
Ein flüchtig Mittelding von Nichtseyn und von Seyn;
Gleich aufgelegt, den Sterblichen zu kränken;
Und, wie der Lampe matter Schein
In einer Todtengruft, bisweilen zu erfreun.

Ach! weiter nichts blieb auch von Dir noch mein,
O Wilhelmine, Du, mein tagelanges Sehnen,
Seit Dir der Tod die finstre Wohnung gab.
Nichts, als nur dieß, und — ein bemoostes Grab.
Das such' ich auf, mit ungehemmten Thränen,
Weil nur mit Thränen sich das Herz am liebsten
nährt.
Hier, Wilhelmine, hier ruht Deine schöne Hülle;
In dieser schauerlichen Stille

Leen'

Lern' ich der Erdendinge Werth
Und Unwerth! Hier bestürmt mich kein Verlangen
Nach Gütern, die ich sonst des Wunsches würdig fand!
Das müde Haupt, gestützt auf diese Hand,
Woran Du schmeichelnd oft gehangen,
Find' ich: auf Erden sei kein dauernder Bestand,
Und selbst der Mensch, die Welt im Kleinen,
Sei, wie die große Welt, nur täuschendes Erscheinen,
So wie's der Stab des Zauberers befiehlt?

Vergangenheit ergötzt mit Schattenrissen,
Woran so bald das Herz sich müde spielt!
Die Gegenwart wird plötzlich fortgerissen
Zum Strudel der Vergangenheit.
Was bleibt dem armen Pilger weiter,
Als, was nicht ist, die dunkle Künftigkeit?
In dieser lebt er ganz, setzt seines Glückes Scheiter
In ihr zusammen, wie im sichern Port;
Wacht, träumt, genießt, mit schnellem Mord'
Der Gegenwart, in ungebornen Zeiten,
Die, wenn sie nun geboren sind,
Vielleicht den Träumenden zu seiner Gruft begleiten,

Vielleicht

Vielleicht wohl gar, für Kind und Kindeskind
Den Ort nicht mehr bezeichnen können,
Wo der vergeßne Staub der Auferstehung harrt!

Und dieses Loos, das uns gezogen ward —
Ein Leben würdigt man dieß kleine Loos zu nennen? —

Ach! bestes Kind, vergieb, daß in der Gegenwart
Auch ich nicht war, wenn ich die Sprossen
Von deinem Lenz so lieblich treiben sah!
Es war — ach! damals war's in vollem Lichte da,
Was ich, seit deinem Tod', im Schatten nur genossen.

Mit bittern Thränen — o du kannst,
Du mußt sie sehn — bezeich' ich mir die Stätten,
Wo, halb gebildet schon, du unser Herz gewannst.
Hier lerntest du auf sichre Füsse treten,
Nach Strauchelritten ohne Zahl;
Dort nanntest du zum ersten Mal
Den süßen Vaternamen stammlen.
Hier sahn wir dich die ersten Veilchen sammlen
Zum ersten älterlichen Kranz;

Dort

Dort zeigtest du des Mondes vollen Glanz
Und nanntest Gott, die kleine Hand gefalten!

Ach! Alles: wie ich dich auf meinem Arm gehalten;
Wie du für mich des Winters trägen Gang
Mit kindlichem Geschwätz beflügelt,
Und kindlichem Gesang;
Wie du dieß Herz, zu Klagen aufgewiegelt,
Mit Liebkosung besänftigt, und darauf,
Den Friedensbund mit einem Kuß versiegelt:
Ach! Alles, Alles lebt in meinem Herzen auf,
Lebendiger, als wie es damals lebte!
Denn ich, auch Mensch, wie alle Menschen, schwebte
Mit meinen Hoffnungen im Reich' der Künftigkeit;
Und ach! wie war ich schon so weit! —

Schon führt' ich meine Wilhelmine
Der Göttin zu, die Geister aus der Nacht
Des Irrthums weckt, und Sitten milder macht.
Sie lernte, was man braucht, um auf der großen Bühne,

Wann nicht zu glänzen weit umher,
Doch ächten Kennern zu gefallen;
Und keine Wissenschaft und keine Kunst von allen
War meiner Lieblingin zu schwer.
Elisa, Sevigne, La Roche, Babet waren
Ihr Tagebuch, ihr Spiel, ihr liebster Unterricht.
Reif war ihr Geist schon in den frühsten Jahren,
Worin ein anderer die Knospe kaum durchbricht.
Sie flog mit Dahlberg auf in nie beflogne Höhen:
Woher sie sei, wozu auf Erden hier,
Wohin sie endlich werde gehen?
Das war das große Ziel von ihrer Forschbegier.
Mein Klopstock! sie verstand die kleinste Zeil' in die,
Sie war es werth, dich zu verstehen,
Sang: „Lang' in Trauren vertieft!" ins klagende Clavier!
Nun schlug ihr Herz der süßen Lieb entgegen.
Einsamer Wehmuth wich der jugendliche Scherz.
Ich sah den Jüngling, den ihr Herz
Sich ausgewählt, mit ihm, auf Blumenwegen
Des Lebens, Hand in Hand zu gehn;

Ich fand die Wahl der Liebe schön,
Und gab, entzückt, den väterlichen Segen;

O unerfüllter Wunsch; o süße Täuscherei,
Nicht wahrer, als ein Werk der kühnsten Feiere!
O Quell der Seligkeit, geschöpft mit einem Siebe!
Wo meine Tochter? wo der Jüngling ihrer Liebe?
Ach! ein ganz anderer, die Lippe todtenstumm,
Das Augenlied von langer Wemuth trübe,
Erscheinet, kehrt des Lebens Fackel um,
Des Lebens, ach! und der gehofften Liebe!
Das rosenfarbne Licht erlischt,
Und weggewischt
Sind auf einmal die kühnen Farben alle,
Die Vaterlieb' aufs Lieblichste gemischt,
Nicht, daß das Bild der Welt, nur daß es mir
gefalle!

O Wilhelmine, heller Geist, verzeih,
Daß ich noch stets den Augenblick beweine,
Da du erblichst, daß Alles schrecklich neu
Dem Traurer ist, als ob es heute sei!
Verzeih, daß im Cypressenhaine,

Gepflanzt von Langers Phantasie,
Mein wankend Haupt sich an dein Grabmal lehne,
Verhüllt und stumm, gleichwie der Genius,
Der, auf der Gottheit Wink, die Fackel löschen muß.

Hier weil' ich gern, hier, wo ich mich gewöhne,
Den großen Welterschütterer,
Den Tod, in milderm Licht zu sehen,
Als ihn der Friedhof zeigt, bepflanzet mit Trophäen,
Von grausendem Gebein' umher!
Von hier aus machts die Kunst dem Glauben min-
der schwer,
Mit dir ins beßre Thal Elysiums zu gehen.

O du, der Liebenden glorreiches Wiedersehen;
Und wärst du nichts, als Traum,
Dennoch umfass' ich dich, geb' allen, allen Raum,
Den Leid und Kümmerniß gestatten,
In meinem Herzen dir! — Du bist der schönste Traum,
Den Sokrates und Christus hatten.
Du schaffest Luft im Herzen, welches kaum
Noch athmen kann; du wehst mit Engelschwinge
Verhältniß, Ruh und Trost in zweifelhafte Dinge!

Doch

Doch, weg, Gedanke, weg! — du wärst ein bloßer Traum,
Unsterblichkeit? — O nein! Du bist! du bist im vollen
Verstande des erhabnen Worts,

Bewohnerin des schönen Orts,
Du bist, so wahr ein großer Einziger die Rollen
Des großen Alls vertheilt!
Hier wo zu weinen, nur die müde Sehnsucht weilt;
Um dieses Grab erschallt, laut, wie Triumphe schollen,
Die Friedens-Stimm' in mir: Du lebst! —
Der allbeglückende, der Lebens frohe Geist,
Gott kann nicht Sterblichkeit der theuren Seele wollen,
Die sehnend ihn gesucht, gefunden und gekannt,
Die Vater ihn und Gott genannt,
Mit kindlich holdem Fingerzeigen
Auf seinen Mond, mit ehrfurchtsvollem Schweigen,
Wenn, tanzend auf beblümten Zweigen,
Die Nachtigall ihr Abendlied begann?
Zu geben, was er geben kann,

Und

Und alles kann er, ist ihm eigen.
Ach! gäb' er nicht Unsterblichkeit,
Er wär' ein kleiner Gott, der Staub zu Staube streut,
Und Welten voll Gebeine wären Zeugen
Der göttlichen Unmächtigkeit.

Nein, Engel, deinen bessern Theil,
Zu edel, um den Wurm der Todtengruft zu nähren,
Werth, daß die Himmel ihn noch größre Wunder lehren,
Traf nicht zugleich des Todes schneller Pfeil.
Er ging zu Gott, weg aus dem Mißklange
Des Irdischen zu Sphärenharmonie.
Flieh, eingegrabne Thräne, flieh
Von dieser väterlichen Wange,
Die Leid und Sehnsucht abgebleicht!
Verstummt, ihr langen Trauerlieder!
Gewißheit ists, kein ahnendes Vielleicht:
Ich seh mein süßes Mädchen wieder.

Wenn aus der Welt, wo S[illegible]o Alles lebt,
Der schöne Jüngling niederschwebt,
Auch meine Fackel umzukehren;

Dann

Dann, o mein Leib, hilf immerhin den Staub
Der mütterlichen Erde mehren,
Zerstörender Verwesung Raub!
Mein Geist, dem bessre Loose fielen,
Schwingt triumphirend sich hinauf,
Und sucht bei himmlischen Gespielen,
Die Seele Wilhelminens auf!

Klamer Schmidt.

IV.

Der Tempel der Liebe,

oder

Omar und Zenide.

Eine Erzählung

aus den geheimen Annalen von Peru gezogen.

Stolz und Eigensinn, Eitelkeit und Anmuth, Talente und Schönheit und tausenderlei damit verschwisterte Dinge, sind heut zu Tage immer noch stark in der Mode: nur die wahre Liebe scheint völlig aus der Mode gekommen zu seyn. Gleichwohl hat man ihren Tempel nie häufiger besucht. Die wahre Liebe ist freilich auch dort nicht mehr zu finden, aber man unterhält sich darum nicht weniger in diesem Tempel. Es scheint dem Gotte der Liebe zu gehn,

wie

wie es so manchem übrigens recht braven Manne geht, der ein großes Haus macht: es geht desto lustiger und unterhaltender bei ihm zu, wenn der Herr vom Hause entweder gar nicht da ist, oder wenn die Gesellschaft so zahlreich ist, daß man ihn unter der Menge gar nicht bemerkt.

Ehemals besuchte man diesen Tempel nur verstohlen und ganz im Geheim; heut zu Tage thut man es öffentlich, und läßt sich wohl gar mit Fackeln dahin leuchten. So wie der Gott der Liebe das bemerkte, verschwand er mit der seinigen, und ließ bloß seine Binde zurück. Die Phantasie benutzte diesen für sie günstigen Zeitpunkt, bemächtigte sich dieser Binde, stellte sich an die Pforte des Tempels, und verband jedem, der hineingieng, die Augen damit.

Wie Zenide auf den Einfall kam, diesen Tempel zu besuchen, weiß ich nicht; was kann ein Mädchen wohl anders dahin bringen wohin zu gehen, als Neugierde? Aber was giebts denn in einem Tempel, in den man nicht anders als mit verbundenen Augen gelassen wird, so besonders zu sehen? Doch der Erfolg wird uns dieses Räthsel erklären.

Zenide

Zenide war die Tochter eines Incas von Peru; Omar war der Sohn seines Bruders. Bis zum mannbaren Alter erzogen beide ihre Kinder selbst. Glücklicherweise kamen aber die beiden alten Herren noch zeitig genug dahinter, daß die Kinderzucht eben nicht die Sache eines Incas ist. Mitzra, Omars Vater, vertraute also die Erziehung seines Sohnes einem Salamander, Namens Phärion, an, und Ormona übergab seine Tochter einer Sylphide, die sich lange genug in der Welt herumgetrieben hatte, um ein Mädchen gescheid machen zu können.

Mitzra und Ormona hatten das Project, ihre Kinder mit einander zu verheirathen. Das Orakel wurde um seine Meinung befragt. — Vorläufig muß ich erinnern, daß Omar ein Geck war, so sehr nur ein Peruaner ein Geck seyn kann, das heißt, in einem sehr hohen Grade; denn ich sehe nicht ein, aus welchem Grunde wir Europäer in diesem Punkte vor den Peruanern den Vorsprung haben sollten? —

Die Antwort des Orakels war folgende:

„Wenn diese Heirath statt finden soll, so müssen sich folgende drei Dinge ereignen.“

„1) Muß

„1) Muß Omar aufhören ein Geck zu seyn.

„2) Muß eine sehr häßliche Prinzessin so schön werden als Zenide ist.

„3) Zenide und Omar müssen einander im Tempel der wahren Liebe treffen.“

„Der letzte Punkt scheint am leichtesten auszuführen zu seyn, sagte Ormona, wir dürfen ja die beiden jungen Leute nur unverzüglich in diesen Tempel schicken!“

„Wissen Sie den Weg dahin?“ fragte seine Gemahlin.

„Den Weg! Pah! Thue ich als Incas nicht genug, daß ich die Wege in meinem Lande in baulichem Wesen erhalte? Soll ich sie auch noch wissen? Ich erinnere mich wohl noch dunkel, daß sie im Anfange unserer Bekanntschaft die Idee hatten, mich in den Tempel der wahren Liebe zu führen, Sie verfehlten aber den Weg, und ich kam mit der langen Nase mutterallein zurück. Aber Phärion wird es wissen, wo der Tempel der wahren Liebe ist.“

„Er ist sehr weit von hier!“ versetzte Phärion,

„und

„Und du?“ fragte Ormonas Gemahlin die Sylphide, „was sagst du davon?“

„Er ist gar nicht weit von hier,“ antwortete diese.

„Er ist gar nicht weit! Er ist sehr weit! Was soll denn das heißen? Welchen von Euch beiden soll man denn glauben?“

„Was mich betrift,“ fiel Ormona ein, „ich bin der Meinung des Salamanders: der Tempel der wahren Liebe ist gewiß sehr, sehr weit von hier.“

„Und gerade deswegen bist du nie hingekommen, großer Ineas, weil du dir ihn gar zu weit entlegen dachtest,“ sagte der Salamander.

„Nun! hatte ich also nicht recht, daß ich der entgegengesetzten Meinung war?“ fragte Ormonas Gemahlin.

„Und du dachtest dir ihn wieder gar zu nahe,“ erwiederte die Sylphide, „und das war die Ursache, warum du ihn nicht fandest.“

„Ich verstehe Euch beide nicht,“ versetzte jene ein wenig verdrüßlich. „Ihr widersprecht einander offen-

offenbar. Wenn man Euch hört, sollte man Euch für schöne Geister halten!"

„O wir," antwortete die Sylphide, „wir widersprechen einander nicht. Dieser Tempel ist nahe und fern, wie man die Sache nimmt. Für die Männer ist er nahe. Diese kann nichts auf ihrem Wege aufhalten. Stolz, Glück und Unternehmungs-Geist sind ihre Führer; ihr Ruf wächst verhältnißmäßig nach der Menge ihrer Unternehmungen. Sie dürfen planmäßig und rasch dabei zu Werke gehen."

„Mit den Weibern ist das ganz anders. Diese haben die Gewalt des Vorurtheils gegen sich, und müssen also schon etwas bedächtiger und langsamer verfahren. Die weibliche Sittsamkeit erheischt sogar von ihnen, daß sie den frommen Vorsatz fassen, die Reise nach diesem Tempel gar niemals anzutreten, und wenn sie es dem ohngeachtet thun, so müssen sie so kurze Tagereisen machen, als ob sie gar nicht reisten, sondern nur spazieren giengen. Und wenn sie dann endlich angelangt sind, so müssen sie sich überreden, daß sie nicht im Tempel der Liebe, sondern nur im Tempel der Freundschaft sind, und ihren Irrthum

nicht

nicht eher einzusehen scheinen, als bis die Pforten hinter ihnen geschlossen sind."

„Was mich betrift," versetzte Ormonas Gemahlin, „ich bin keine Liebhaberin von kleinen Tagereisen, und das Spazierengehen macht mir erschreckliche Langeweile!"

„Und mich," sagte der Inca, „mich hat das anhaltende Reisen immer abscheulich müde gemacht!"

Die Sylphide, der des Geschwätzes auch gerade zu viel wurde, setzte sich mit Zeniden in ihren Wagen und flog mit ihr davon. Der Salamander that mit Omar eben das.

Omar hatte ganzer zwei Tage neben dem Salamander in seinem feurigen Wagen gesessen, ohne ein einziges Wort aus ihm herausbringen zu können, so öftere Versuche er auch gemacht hatte; denn er mochte für sein Leben gern schwatzen.

„Mein guter Phärion," sagte er endlich zu ihm, „ich muß dir gestehn, daß ich dich eben so frostig finde, als deine Equipage heiß ist!"

„Ich verstehe dich!" versetzte dieser, „du findest mich ein wenig langweilig! Ich soll mit dir plaudern, und

und — da ich nun einmal dein Hofmeister bin — wenn ich dir allenfalls auch nur Lectionen —"

„O, was die Lectionen betrift, die schenke ich dir herzlich gern! Aber ich hoffte doch, du würdest mich wenigstens unterhalten."

„Das ist meine Sache nicht! Ich bin, wie du siehst, sehr einsilbig."

„Das thut mir leid, denn ich rede gern."

„Hat nichts zu bedeuten! Wir werden ohnehin nicht lange mehr beisammen seyn."

„Nicht lange mehr beisammen? Und du hast es übernommen mich zu erziehen?"

„Eben deswegen will ich dich dir selbst überlassen. Die Ermahnungen, die guten Lehren, die Verweise verfehlen bei einem jungen Menschen von deinen Jahren fast immer ihre Wirkung. Nur dadurch, daß man recht viele Narrheiten begeht, hört man nach und nach auf ein Narr zu seyn, und du hast die herrlichsten Anlagen von der Welt dich auf diese Art zum soliden Menschen umzubilden. Um auch von meiner Seite etwas dazu beizutragen, will ich dir die liebenswürdigste Gestalt geben, die man nur sehen kann.

Das

Das wird deinen Albernheiten etwas Anziehendes geben; du wirst Mode werden, und jemehr du das wirst, desto mehr Erfahrungen wirst du sammlen, und dann wirst du dir alles das selbst sagen können, was ich dir jezt nur ganz umsonst sagen würde."

Bei diesen Worten berührte er ihn mit einer Zauberruthe. Omar hörte auf so auszusehen wie bisher, er hörte aber nicht auf so zu denken und zu seyn.

„Sieh," fuhr Phärion fort, „jezt bist du der liebenswürdigste Geck, den man nur sehen kann. Aber jezt muß ich dich um etwas bitten: Nenne dich künftig statt Omar, Namir."

„Aber warum das? Diese Namensveränderung könnte einmal in meiner Lebensgeschichte zu großen Verwirrungen Anlaß geben."

„Und was geht das dich an? Laß das diejenigen aus einander wieren, die sich die Mühe geben sie zu lesen! Kurz, du heißest von nun an Namir, und noch muß ich dir empfehlen, daß du dich nicht etwa darüber zu sehr verwunderst, wenn du auf einen stößest, der sich Omar nennt."

Bei

Bei diesen Worten verschwand der Salamander, und Omar, den wir von nun an Namir nennen wollen, blieb in tiefes Nachdenken versunken stehen. Da das aber das erste Mal in seinem Leben war, daß er nachdachte, und die ersten Versuche jeder Art gewöhnlich nur Stümpereien sind, so will ich meine Leser mit Wiederholung dessen, was er dachte, verschonen, ihn stehn lassen und zu Zeniden übergehn.

Die Sylphide legte ihr gleich im Anfange die für ein junges Mädchen äußerst verfängliche Frage vor: Ob sie lieber vollkommen schön und vollkommen dumm, oder über allen Ausdruck häßlich seyn und dabei viel Verstand haben wollte?

Die arme Zenide befand sich, wie man leicht denken kann, in keiner kleinen Verlegenheit darüber, und bat sich vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit aus. Meine schönen Leserinnen werden das hoffentlich äußerst bescheiden von ihr finden, denn ich kenne manches sechszehnjährige Mädchen, das gewiß den Termin ihrer Entscheidung auf vier und zwanzig Jahre hinausgesetzt hätte.

„Es ist freilich sehr hübsch, ausserordentlich schön zu seyn,“ sagte sie am folgenden Tage zur Sylphide, „aber ausserordentlich hässlich zu seyn, das ist ganz und gar nicht hübsch.“

„Nun, so will ich dich hässlich machen!“ versetzte die Sylphidin Genide, mit einem Schrei zurück.

„Ich sehe wohl, daß du dich für die Schönheit entscheidest,“ fuhr die Sylphide fort. „Nun gut. Ich reiße dir ein einziges Haar aus, und du wirst augenblicklich das erste schöne Gänschen des Erdhofes seyn.“

„Aber sage mir, muß ich denn durchaus dumm seyn, wenn ich schön seyn will?“

„Wenn du Verstand haben willst wie ein Engel, so mußt du schlechterdings häßlich seyn wie ein Teufel. So will es dein Verhängniß. Es kömmt also blos darauf an, ob dir gar zu viel daran liegt, überall auf den ersten Anblick die allgemeine Bewunderung zu erregen?“

„Das ist freilich wohl hübsch!“ antwortete Genide seufzend.

„So mußt du dich für die Schönheit entscheiden. Willst du aber liebenswürdig seyn —"

„Welches Mädchen wollte das nicht!"

„So mußt du dich entschließen, häßlich zu seyn!"

„Das ist sonderbar!"

„Aber wahr. Nur die häßlichen Mädchen, welche Verstand genug haben ihre Häßlichkeit vergessen zu machen, können versichert seyn, vollkommen leidenschaftliche Liebe zu erregen. Erstlich macht sich schon keiner an sie, dem sie nicht den Kopf schon völlig verrückt haben, und das ist schon ein großer Vortheil für sie. Ueberdem können sich nur Leute von Verstand in sie verlieben, dahingegen die schönen Gänschen nur von Gecken bewundert und angebetet werden. Verstand bleibt und Schönheit verschwindet, und man gewöhnt sich am Ende an ein schönes Gesicht eben so gut als an ein häßliches. Das schöne Mädchen, das weiter kein Verdienst hat, als daß es schön ist, wird in die Länge alltäglich und abgeschmackt, da im Gegentheile ein häßliches Gesicht einem immer interessanter, und am Ende gar gefährlich wird, wenn man es ein-

mal dahin gebracht hat, es ohne Widerwillen ansehn zu können."

„Hätte ich doch nicht geglaubt, daß man häßlich seyn müßte, um bleibende Leidenschaft zu erregen."

„Weil dir es an hinlänglicher Erfahrung fehlt! Häßlichkeit ist für ein Weib von Geist ein wirklich beneidenswerthes Glück. Ihre Häßlichkeit wird für ihre Eigenliebe ein unerschöpflicher Schatz. Es ist wahr, der erste Augenblick ist gegen sie, aber um desto reichlicher halten sie die folgenden Augenblicke dafür schadlos. Von ihrer frühesten Jugend an durch keine abgeschmackten Schmeicheleien zur Zierpuppe gemacht, hat sie sichs angelegen seyn lassen, das, was ihr an Feinheit der Haut, an Glanz und Feuer der Augen, an Regelmäßigkeit ihrer Züge abgeht, durch Reize zu ersetzen, die keine Blattern entstellen, kein unglückliches Kindbett verderben können. Sie hat denn freilich oft das Mißvergnügen, durch Anderer Schönheit verdunkelt zu werden; dahingegen genießt sie eben so oft das ungleich größere Vergnügen, der Schönheit gar bald wieder den Lorbeer zu entreißen, und zu fesseln, wo jene nur blendete. Ihre Herzensgüte, ihr sanfter

 und

und fester Charakter, ihr einnehmender Umgang stie-
ben einen gar bald mit ihrem Gesicht aus."

„Jetzt bin ich entschlossen," sagte Zenide; „Ich will häßlich werden!"

„Nichts leichter als das," antwortete die Sylphide. Sie legte ihr bei diesen Worten die Hand auf die Stirn, murmelte einige Worte, und hielt ihr dann einen Spiegel vor.

„Ich hoffe, du sollst zufrieden seyn?" fragte sie.

„O!" rufte Zenide aus, indem sie ein wenig zurück prallte, „wie will ich jetzt die Männer fesseln!"

Das war wohl das erste Mal, daß sich ein Mädchen aus lauter Koketterie entschloß, häßlich zu seyn. — So etwas kann aber nur in Peru geschehen.

„Jetzt," fuhr die Sylphide fort, „will ich die Gestalt annehmen, die ich dir gegeben haben würde, wenn du hättest schön seyn wollen, und will mich eben so dumm stellen, als du geworden seyn würdest. Du wirst sehen, ich werde die Menge Eroberungen machen, aber keine einzige behaupten."

Diese Verwandlungen waren kaum geschehen, so sahen sie den Prinzen Omar, oder wie er jetzt heißt,

Namir,

Namir, der an einem silberhellen Bache stand und seine schöne Gestalt bewunderte. Er hatte, so wie er sie gewahr wurde, doch so viel Galanterie, sein eignes schönes Selbst zu verlassen, und auf sie zuzugehen.

Die Schönheit der Sylphide blendete ihn. Er nahm alle seine Beredsamkeit zusammen, um ihr mit der größten Nonchalance von der Welt ein Compliment vorzusagen, in welchem kein Funken Menschenverstand war, dessen wesentlichster Inhalt aber darin bestand: Er habe in seinem Leben kein so schönes Geschöpf gesehen.

Die Sylphide stellte sich darüber ganz entzückt, und that als raffte sie alle Kräfte ihres Geistes zusammen, um ihm mit einem albernen Lächeln zu antworten: „darinn haben sie sehr Recht!"

„Sie hat Verstand wie ein Engel!" scheie Namir.

Zonide glaubte natürlicherweise, Namir wollte ihre Gefährtin foppen. Sie bemächtigte sich also des Gesprächs, und sagte einige scharfsinnige Dinge, in welchen die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren

des

des ungemeinen Verstandes lazen, den sie mit ihrer Häßlichkeit erhalten hatte.

Namir sah ihr einige Male mit Geringschätzung ins Gesicht.

„Sie haben da eine Gesellschafterin, die eine gewaltige Schwätzerin zu seyn scheinet!“ sagte er dann zur Sylphide.

„Sie müssen ihr das schon verzeihen!“ versetzte diese mit stolzem Tone. „Sie ist von niederer Herkunft und hat die Erziehung nicht, die unser eins gehabt hat! Sie ist die Tochter von —“

„O ich bitte!“ fiel Namir ein, „verschonen Sie mich mit ihrem Stammbaum! Ich glaube herzlich gern, daß sie die Tochter von Jemandem ist, ich glaube aber eben so sehr, daß sie nie die Mutter von Jemandem werden wird! — Aber sagen Sie, wohin reisen Sie?“

„Muß man wissen, wohin man will, wenn man reist?“ erwiederte die Sylphide.

„Da haben Sie sehr Recht! Und Sie“ — fuhr er zu Zemidem fort, „Sie, meine schöne Atrypa? Was haben Sie vor?“

„Ich

„Ich reise um euch zu fliehen!“ antwortete Zenide.

„Gar nicht übel! Suchen Sie sich lieber ein ganz neues Gesicht zu verschaffen, wenn ich Ihnen rathen darf!“

„Hm! Vor der Hand will ich doch erst suchen, mich mit diesem da zu behelfen,“ versetzte Zenide lächelnd. „Aber darf man wissen, wo Sie hin wollen?“

„Ich reise wohin, wo ich wohl schwerlich die Ehre haben werde, Sie anzutreffen. Ich reise nach dem Tempel der Liebe.“

„Und das thun sie vorsetzlich? Ich habe immer geglaubt, man kömmt nur durch Zufall dahin?“

„Auf den Zufall zu warten, ist für mich viel zu langweilig. Ich habe mir vorgenommen, mich bis über die Ohren zu verlieben.“

„Und ich bin der festen Meinung, daß man sich nur dann verliebt, wenn man sich am wenigsten verlieben will.“

„Wis-

„Wissen Sie wohl, daß das klingt, als wollten Sie mir eine verstekte Liebeserklärung machen? Aber ersparen Sie sich das: es würde Sie nicht weit führen. Wenn's Ihre schöne Gefährtin hier noch thäte, da wär's ganz etwas anders, denn ich schwöre, man kann sie nicht ansehn, ohne sie zu lieben."

„Wenn das ist, so könnten Sie sich ja die Kosten und Mühe ersparen, erst nach dem Tempel der Liebe zu reisen; so fänden Sie ja hier volle Arbeit!"

„Das ist nicht übel räsonnirt! Auf Ehre! Wissen Sie wohl," fuhr er gegen die Sylphide fort, „daß es recht Schade um Ihre Gesellschafterin ist? Es fehlt ihr nicht an Verstande; aber in der That, sie mißbraucht die Erlaubniß, häßlich zu seyn!"

„Ah, ah!" versetzte die Sylphide mit weit offnem Munde und mit der dümmsten Miene, die sie in ihrem Gesichte nur auftreiben konnte — „Sie wissen es also schon, daß man ihr die Erlaubniß häßlich zu seyn gegeben hat?"

Namir fiel über diese Antwort aus den Wolken. Er zuckte die Achseln, und drehte sich schnell von der Sylphide weg.

„Es

„Es ist wahr,“ sagte er zu Zenide, „Ihre Dame ist zum Bewundern schön; aber sie ist gar zu abgeschmackt albern!“

Zenide lachte ihn recht herzlich aus. Das nahm er übel.

„Nun?“ fuhr er sie trotzig an, was ist denn da zu lachen? — In der That, ich habe da zwei schöne Bekanntschaften gemacht! Die hier ist nicht zum Sehen und die andere nicht zum Hören! — Meine Damen,“ fuhr er fort, „ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“ Und damit machte er sich so geschwind als möglich aus dem Staube.

„Nun!“ sagte die Sylphide als er fort war, „findest du nicht, daß ich um die schnelle Eroberung, die ich an ihm machte, recht sehr zu beneiden bin?“

„Das wundert mich aber auch nicht!“ antwortete Zenide. „Du besitzest aber auch das Talent dumm zu seyn im allervollkommensten Grade!“

„Also du willst lieber so bleiben, wie du jetzt bist?“

„Ohne

„Ohne Widerrede? Seit ich an dir gesehn habe, wie Schönheit und Dummheit zusammen stehn, gefalle ich mir ordentlich in meiner Häßlichkeit.“

„Ah, da du in dieser Stimmung bist, so kann ich dich recht gut dir selbst überlassen. Wichtige Angelegenheiten rufen mich in das Reich der Sylphiden; aber ehe ich dich verlasse, will ich dir einen Beweis meines Zutrauens geben. — Hier hast du zwei Phiolen; so bald du an dir selbst die Erfahrung machen willst, wie weit man es mit Schönheit ohne Verstand bringen kann, so reibe dir nur das Gesicht mit drei Tropfen aus dieser hier, und du wirst augenblicklich schön zum Entzücken und dumm zum ungeduldig werden seyn. Willst du aber wieder zu deinem jetzigen Zustande zurückkehren, so darfst du nur drei Tropfen aus dieser Phiole nehmen, und du wirst wieder was du jetzt bist. Nimm dich aber vor allen Dingen in Acht, daß du die erstere nicht zerbrichst; denn so bald die Essenz, die darin ist, verfliege, würdest du deine vorige eigenthümliche Gestalt wieder bekommen; es wäre denn, daß es in Gegenwart vor Jemandem geschähe, dessen Gestalt auch wie die deinige durch Zau-

berei

bald verwandelt wäre: denn in diesem Falle würde seine Verzauberung aufhören, und er würde in seine natürliche Gestalt erscheinen."

Ich bitte meine schönen Leserinnen, sich diesen letztern Umstand wohl ins Gedächtnis einzuprägen, denn Sie werden sehen, daß er zu einer Entwickelung dieser Geschichte führt, als es wohl schwerlich eine giebt. Es ist etwas sehr schönes von einem Autor, wenn er seine Plane gut anlegt. Das kann ich, wie Sie bereits wissen, meisterlich, und ich bilde mir auch, — im Vorbeigehen gesagt — nicht wenig darauf ein.

Die Sylphide wollte fort. Zenide fragte sie noch beim Abschiede, ob sie ihren Namen beibehalten oder ändern sollte?

„Nein," antwortete diese; „behalte deinen Namen. Du wirst auf diese Art das Vergnügen haben, dich immer die häßliche Zenide nennen zu hören, um dich von der schönen Zenide zu unterscheiden: denn es wird keiner Seele einfallen, daß du eine und dieselbe Person bist.

Die

Die Sylphide verschwand, und Zenide setzte ihren Weg allein fort. Sie war noch nicht lange gegangen, so begegnete sie einem Menschen, der vor ihr stehen blieb und sie sehr aufmerksam betrachtete.

„Da habe ich sie denn endlich gefunden!“ schrie er ganz außer sich vor Freuden.

„Und wen hast du gefunden?“ frägte Zenide verwundert. „Kennst du mich?“

„Nein, ich kenne dich nicht,“ antwortete er, „aber du bist die, welche ich suche.“

„Du kennst mich nicht und suchtest mich doch? Das ist sehr sonderbar!“

„Und dennoch sehr wahr. In der That, du bist ein sehr glückliches Mädchen: daß du so häßlich bist! Denn, ohne dir eine Schmeicheley zu sagen: ich habe in meinem Leben keine so häßliche Creatur gesehen.“

„Ein sonderbares Compliment!“

„Aber du hörst ja, daß es gar kein Compliment seyn soll! du mußt wissen, daß du im Begriff bist, durch deine Häßlichkeit ein großes Glück zu machen. Ich durchstreiche schon seit drey Jahren die Welt, um für die Tochter unsrer Fee eine Gesellschafterinne

zu

zu suchen die häßlich genug ist, diesen ehrenvollen Posten zur Zufriedenheit ihrer Gebieterin begleiten zu können. Bis jetzt fand ich nur häßliche Gesichter, an die man sich allenfalls gewöhnt; aber deine Häßlichkeit wird wenigstens den Reiz der Neuheit haben, denn sie ist in der That ungemein. Ich kann es kaum erwarten, bis ich dich meiner Fee vorstelle; denn du bist so häßlich, daß man ordentlich seine Freude an dir haben kann!"

„Ich schätze den Vorzug, dessen du mich würdigst, wie ich soll. Aber darf ich fragen, wer deine Fee ist?"

„Es ist die Fee Abgeschmackt, Gemahlin des Sylphen Unbedeutend."

„Das sind doch wenigstens Namen, die etwas versprechen."

„O, und sie halten noch mehr als sie versprechen, das versichere ich dir. — Ihrer Tochter, der Sylphide Albern, fehlt es nicht an Liebhabern, weil sie schön ist, aber sie hat das Unglück, keinen erhalten zu können."

„Wenn

„Wenn ihr Name auch so viel hält als er verspricht, so ist die Ursache nicht schwer zu errathen.“

„Ihre bisherigen Gesellschaftsdamen haben ihr alle abspänstig gemacht; daher hat sie sich entschlossen von nun an eine Einzige zu nehmen, und zwar die Häßlichste, die man nur denken kann, um von dieser Seite nichts von ihr zu befürchten zu haben.“

Zenide war neugierig diese Leute persönlich kennen zu lernen. Sie trat also mit dem Unbekannten die Reise an, und sie waren in kurzem im Pallaste der Fee Abgeschmackt.

Alles was man sah, kündigte den Charakter dieser Fee an. Dieser Charakter war, wie der Charakter aller abgeschmackten Leute: ewiger Widerspruch und ewige Inconsequenz. Die Tapeten waren — es war damals gerade Winter — von Sammet, und die Vorhänge an den Thüren von Zindeltaft. Die Betten waren ungeheure Berge von Eiderdun und die Decken darauf von Flohr mit Nesseltuch garnirt. In jedem Zimmer waren zwei Camine und zwei Oefen, und in keinem einzigen war Feuer. Alle Thüren wa-

ren dreifach mit Tuch behängen, und die Fenster waren ausgehoben.

Was Zenide noch besonders auffiel, war daß sie nirgends einen Sopha oder Sessel sah. Als sie nach der Ursache fragte, bekam sie zur Antwort: Die Fee Abgeschmackt sei eine so herablassende Dame, daß sie schlechterdings nicht leiden könne, wenn jemand vor ihr stünde, sondern alles müßte in ihrer Gegenwart sitzen.

Zenide wurde sogleich zur Fee geführet. Sie hatte ein Kleid von buntem Flohr an, mit Zobel garniert, und weil es gerade diesen Tag sehr kalt war, so stand sie und ihre Tochter auf einem Balcon, der nach dem Garten hinaus gieng, um frische Luft zu schöpfen. Sie waren von einem Hofstaate von mehr als dreißig Personen umringt, die alle Husten und Schnupfen hatten, so daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Dem ohngeachtet ließ sich die Fee durch ihren Vorleser — einen Menschen —, der eine außerordentlich lange Zunge und den Dampf hatte — die Zeitungen vorlesen.

„Mich, ein häßliches Geschöpf!“ schrie alles, sowie Zenide erschien.

„Tritt

„Tritt näher,“ sagte die Sylphide Albern: „deine Gesichtsbildung gefällt mir. Du sollst meine Gesellschaftsdame werden.“

Zemide machte eine linkische Verneigung und antwortete gar nichts. Sie wußte, daß man in der großen Welt nur dann sicher ist, sein Glück zu machen, wenn man so wenig als möglich von seinem Verstande sehen läßt. Die heimlich reichen Leute sind und bleiben immer die Reichsten.

Sie trat ihren Dienst noch denselben Tag an, und machte sichs zum Geschäft, den Charakter der Fee, des Sylphen und der Sylphide zu studieren.

Die Fee war eine Dame, deren drittes Wort Bescheidenheit war, und die nie aufhörte, von sich selbst zu sprechen, indem sie sich ihren Untergebenen immerwährend zum Muster aufstellte. Sie versicherte unaufhörlich, daß sie mit der Liebe auf ewig gebrochen habe, wiederholte das so oft, daß sie sichs am Ende selbst glaubte, und hatte dem ohngeachtet immer zwei bis drei Liebeshändel im Gange. Sie klagte ihren Vertrauten, daß sie ihren Gemahl nicht leiden könne, weil er gar zu unbedeutend sei, und gleichwohl waren

alle ihre Liebhaber fast noch unbedeutender als er. Sie declamirte gegen den Tanz, sprach sehr weitläuftig und gelehrt über die Schädlichkeit desselben, und gab alle Wochen zweimal Ball, wo sie wie eine Besessene tanzte. Sie war unerschöpflich über das Capitel der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, und war fast jede Woche einmal wegen einer Ueberladung des Magens in Todesgefahr.

Ihr Gemahl, der Sylphe Unbedeutend, that sein Möglichstes, seinem Namen Ehre zu machen. Er war so außerordentlich launig und spaßhaft, daß fast Niemand über seine Späße lachte, als er selbst. Er war immer der Meinung seiner Gemahlin, schnitt Bilder aus, illuminirte alle Kupferstiche, die ihm vorkamen, und hatte ein äußerst glückliches Talent Karten zu mischen, Lotto zu ziehen, zu befehlen: „Man soll auftragen!“ bei Tische brav zu essen und dann einzuschlafen. Seine Frau Gemahlin wußte aber auch alle diese Talente zu schätzen, wie sie es verdienten; denn unter allen ihren Bedienten war er derjenige, den sie am meisten mißhandelte.

Wie die Sylphide Albern eigentlich zu ihrem Namen gekommen ist, das weiß ich nicht; nur so viel

weiß

weiß ich, daß der Hof der Fee Abgeschmackt dadurch in den Ruf gekommen war, er zeichne sich von allen übrigen Höfen besonders dadurch aus, daß man jedes Ding beim rechten Namen nenne. Die Sylphide war eine schöne Blondine, aber beinahe ein wenig zu blond: an Leib und Seele blond! Um der Natur etwas nachzuhelfen, hatte ihre Mutter Sorge getragen, schon in der frühesten Kindheit jedes natürliche Gefühl in ihr zu ersticken, so daß in ihrem mannbaren Alter auch nicht die geringste Spur davon in ihr zu entdecken war. Jede Bewegung, die sie machte, war berechnet, jede ihrer Fingerzuckungen — Grimasse. Besonders hatte ihr ihre Mutter eingeschärft, eine Sylphide sei ein viel zu erhabenes Wesen, um mit der Liebe etwas zu thun zu haben. Sie dürfe höchstens nur Jemanden estimiren und sich von ihm estimiren lassen. Das war das Lieblingswort der Fee und folglich auch unter ihrem Gefolge unaufhörlich im Gange. Kein Mensch liebte den andern, keiner hatte Achtung oder Freundschaft für den andern; alle estimirten einander nur.

„Zenide," sagte die Sylphide eines Abends, „ich erwarte diesen Abend einen Fremden, der sich schriftlich bei mir angemeldet hat, und mich eher sprechen will, ehe er sich meinen Aeltern vorstellen läßt. Gieb hübsch Achtung, wenn er kömmt, daß du ihn sogleich in aller Stille zu mir führst."

„Ganz wohl," antwortete Zenide. „Vermuthlich estimirt Sie dieser Freund?"

„Er versichert mirs wenigstens, wie du hier lesen kannst. Er ist von gutem Hause, und wenn er mir ansteht, so könnte leicht ein Paar aus uns werden. Doch das sage ich dir nur unter vier Augen: ihm selbst würde ich um keinen Preiß der Welt eine solche Hofnung machen."

„Das muß auch ein wohlerzogenes Mädchen nicht!"

„O, ich kenne meine Pflichten, ich! — Aber sage mir, Zenide, bist du in deinem Leben von Niemandem estimirt worden?"

„O ja, ehe ich die Blattern hatte, wohl! Aber seitdem ist keine Rede mehr davon gewesen!

„Sonderbar! hätte ich doch nicht geglaubt, daß die Blattern auf den Estim einigen Einfluß hätten!"

„Ich

„Ich glaubte das ehemals auch nicht, aber die Erfahrung hat mich eines andern belehrt!“

Die Sylphide verwendete dieses Mal mehr Sorgfalt auf ihren Nachttisch, als gewöhnlich. Der Abend kam, und mit ihm der Fremde. Natürlicher Weise war dieser Fremde kein anderer, als der meinen Leserinnen wohlbekannte Omar, oder vielmehr Namir, mit seiner schönen Gestalt, die ihm Phärion aufgezaubert hatte.

Er war sehr überrascht, seinen häßlichen Schatz, wie er Zeniden nannte, hier zu finden. Er fragte, was aus der dummen Schönheit, die vormals mit ihr gereiset sei, geworden wäre. Zenide versprach, ihn noch diesen Abend mit ihr zusammen zu bringen, jedoch in größtem Geheim, weil die Sylphide durchaus kein schönes Mädchen in ihrer Nähe litt, und also von ihrem Aufenthalte hier nichts wissen dürfe.

Das brachte Namirn nun schon keinen sonderlichen Begriff von der Sylphide bei; indessen gieng er doch, um zu versuchen, wie weit ers im Estim bei ihr bringen könne, und Zenide nahm mittlerweile ihre Zuflucht zu ihrer Schönheitsphiole, und wurde im

Augen-

Augenblicke so schön wie eine Venus und so dumm wie eine Auster. Es blieb ihr gerade nur Verstand genug übrig, um sich besinnen zu können, daß sie einmal welchen gehabt habe.

Namir kam nach einiger Zeit wieder von der Sylphide heraus, und es freute ihn ganz und gar nicht, seine dumme Schönheit zu finden. Er war der schönen Formen ohne Verstand jetzt herzlich müde, und er sehnte sich recht ernstlich nach Zenide. Auch hielt er sich gar nicht lange auf.

Zenide hatte am andern Morgen ihre häßliche Gestalt wieder angenommen. Namir suchte sie geflissentlich auf, und vertraute ihr, daß ihm gestern Abend sowohl die Sylphide Albern als auch die dumme Schönheit außerordentlich viel Langeweile gemacht hätten.

„Ich gestehe dir," sagte er ganz naiv, „es macht mir Vergnügen, die letztere anzusehen, und ich möchte sie für mein Leben gern immer sehen, wenn ich sie nur nicht dürfte sprechen hören, so wie ich mich im Gegentheile Tage lang mit die unterhalten möchte, wenn ich dich nur nicht sehen dürfte!"

„Wis-

„Wissen Sie was,“ versetzte die schlaue Zenide, „dem Uibel ist abzuhelfen. Ich werde die dumme Schöne abmalen lassen, und Ihnen ihr Bild geben; das dürfen Sie nur ansehen, wenn Sie mit mir sprechen, und auf diese Art werden Sie Ihre bewunderte Schönheit sehen, ohne sie zu hören; Sie werden mich hören, ohne mich zu sehen, und uns wird allen dreien geholfen seyn.“

Dieser Vorschlag wurde ausgeführt. Bei der ersten Unterhaltung mit Zeniden verwandte er kein Auge von dem Bilde; während der zweiten waren seine Blicke schon zwischen Zeniden und dem Bilde getheilt; am dritten Tage wars gerade so viel als ob er das Bild ganz und gar nicht in der Hand hätte; am fünften zog ers gar nicht aus der Tasche, und am sechsten gab ers Zeniden gar zurück, mit der Versicherung, er brauche es gar nicht mehr.

Das war wohl so gut als eine förmliche Liebeserklärung! Zenide wußte das auch zu schätzen.

„Ach!“ sagte sie mit einem frohen Seufzer bei sich selbst, „wie einem der Gedanke doppelt wohl thut,

sich geliebt zu wissen, wenn man so häßlich ist, als ich bin!“

Zenidens Unterhaltungen machten Namiren allmählig auf seine Fehler und Albernheiten aufmerksam, und der schöne Namir war der Spiegel, in welchem Zenide alle die Fehler sah, die sie an sich gehabt hatte, als sie noch schön gewesen war. Jetzt fehlte es nur noch an einer Gelegenheit, die diese Lächerlichkeiten in ein noch helleres Licht setzte, die ihnen Spielraum verschaffte, sie in Thätigkeit zu setzen, damit sie ihnen noch stärker in die Augen fielen, und sie so der Vollkommenheit näher brächte, und diese Gelegenheit zeigte sich bald.

Es war in Peru damals so Mode, daß alle Leute von Ton wenigstens alle Jahre einmal nach einem Orte reiseten, wo sich alle Koketten des Landes zu versammeln pflegten, ohngefähr so, wie man in ein Bad reist. Dieser Ort hieß: das Gebiet der Koketterie. Um dahin zu gelangen, braucht man bekanntlich weder den Wagen eines Feé noch eines Salamanders. Alles geht ganz natürlich zu, und man kommt

mehr

mehrentheils schon in demselben Augenblicke dort an, in welchem man sich zur Reise entschließt.

Die Cythere war eine Dame von Ton; sie machte also diese Reise auch, und nahm Zenide mit, um Jemanden zu haben, über den man sich lustig machen könnte. Aber das schlug fehl. Zenide war häßlich; es fiel also keiner einzigen Kokette ein, sie auszulachen. Sie war in kurzem die Freundin und Vertraute von allen.

Hier war es, wo es Lustbarkeiten ohne Fröhlichkeit, Liebeserklärungen ohne Verschwiegenheit, und Vergnügen ohne Herzlichkeit gab. Ein glänzendes Nichts folgte aufs andere, und betäubte den Verstand ohne zur Seele zu dringen. Man hatte kein anderes Mittel sich vor der Langeweile zu sichern, als niemals allein zu seyn. Man vermied die Qualen der Liebe bloß dadurch, daß man den Gegenstand derselben so oft als möglich wechselte. Die Weiber waren mehr unaufmerksam als leichtsinnig, mehr galant als zärtlich, mehr in Zerstreuungen versunken als fehlhaft. Sie hatten Liebhaber, nicht weil sie ihnen gefielen, sondern weil es Mode war Liebhaber zu haben, und sie gaben

ben sich diesen Liebhabern nicht etwa aus Zärtlichkeit, sondern aus Gefälligkeit und Langeweile. Daher kam es denn, daß Jedermann dort das Vergnügen unausgesetzt suchte, und daß es Niemand fand. Das kann nicht fehlen. Wenn ein Weib Schwachheiten ohne Leidenschaft begeht, so hat sie nicht einmal den traurigen Trost, daß ihr diese Schwachheiten doch wenigstens Vergnügen gewähren.

Weiber, die ihr ganzes Glück daran setzen, im Angesicht der ganzen Welt immer glänzende Eroberungen zu machen, wagen es immer auf die Gefahr eines kränkenden Bruchs, der dann um desto demüthigender für sie ist, je glänzender und öffentlicher die Eroberung war; und wenn sie schon den Frühling ihres Lebens mit ewigen aufs Gerathewohl gewagten Unternehmungen, mit sinn- und hirnlosen Planen auf die Herzen eben so sinn- und hirnloser Männer, mit ewigen Fehltritten hinbringen, was für einen verächtlichen Herbst haben sie erst zu erwarten! Und das Traurigste davon ist, daß diese Weiber immer die letzten sind, die es merken, daß sie älter werden, die letzten, die es fühlen, daß sie aus denen Jahren heraus

sind,

sind, wo man ihnen gewisse Schwachheiten noch um der Jugend willen verzieh. Sie allein wollen es nicht merken, daß ihr Gesicht im fünf und vierzigsten Jahre das nicht mehr ist, was es im sechzehnten war; daß ihre Mienen zu Grimassen geworden sind; daß man jetzt das, was man vor einigen zwanzig Jahren ausnehmend reizend an ihnen fand, unerträglich albern findet; daß es unter der Sonne kein abgeschmackteres Geschöpf giebt, als ein altes abgetragenes Weib, welches jung thun will; und daß ein Weib, das seinen Vortheil versteht, sehr klug thut, dann auf die Seite der Vernunft zu treten, sobald es fühlt, daß es aus den Jahren heraus ist, in welchen es noch im Stande war, die Männer um die ihrige zu bringen.

Wenn sie denn endlich dahinter kommen, daß man ihnen ausweicht, daß man sich über sie lustig macht, so treten sie mit ihren Mitschwestern in Verbindung. Neid und Mißgunst hatte sie von einander getrennt; eben dieser Neid, diese Mißgunst kettet sie wieder an einander, und sie lassen sie an den jüngern aus, die im Begriff sind, in ihre Fußtapfen zu treten. Sie glauben sich an dem Vergnügen, das sie versäumten,

ten,

ten, weil sie es nie am rechten Orte suchten, dadurch zu rächen, daß sie diejenigen, die noch im Stande sind es zu genießen, verkleinern und verläumden. Kein guter Name ist vor ihnen sicher; und das sind denn diejenigen, die jede Periode, die sie sagen, mit der erbaulichen Apostel schließen: „Du mein Gott! Ich weiß auch gar nicht wie heut zu Tage die jungen Leute sind! — Zu meiner Zeit war das ganz anders!“

Weiber, ohngefähr von obigem Schlage waren es also, die hier die Gesellschaft ausmachten. Die Männer befanden sich unter ihnen außerordentlich wohl. Der ausgemachteste Geck war der Glücklichste; man zählte seine Reize nach der Menge seiner Eroberungen, und wenn ein solcher Adonis zehn Weiber um ihre Ehre gebracht hatte, so konnte er sicher seyn, daß er die eilfte eroberte. Unverschämtheit galt für Verstand, Leichtsinn für Witz, und albernes Geschwätz für Gefühl und Anmuth. —

Ich darf es wohl meinen Leserinnen nicht erst sagen, daß eben dieses Gebiet der Koketterie in vorigen Zeiten nichts anders gewesen war, als der Tempel der

Liebe

Liebe, von welchem im Anfange dieser Geschichte die Rede war.

Man wird sich leicht vorstellen, daß sich Namir bei der Sylphide hier nicht lange in Credit erhielt. Namir war ihr durch seinen Umgang mit Zeniden zu ernsthaft geworden, und sie fand hier zu viel Rekruten, die sie anwerben konnte, welches sie denn auch that. Sie begieng so viele dumme Streiche, daß man am Ende recht herzlich froh war, ihr einen kleinen krummbeinigen Sylphen zum Gemahl geben zu können, den sie ganz und gar nicht mochte. Wie sie sich mit ihm beholfen hat, weiß ich nicht. Vielleicht sehr schlecht, vielleicht aber auch sehr gut. Das letztere ist mir das wahrscheinlichste; denn Weiber von der Art, wie die Sylphide war, befinden sich bei Männern von diesem Schlage gewöhnlich am besten.

Zenide kehrte nunmehr wieder zu der Fee Abgeschmackt zurück, und Namir konnte sich nicht entschließen, sich von ihr zu trennen. Er begleitete sie also. Daß Zeniden das ganz und gar nicht zuwider war, kann ich meinen schönen Leserinnen hiermit sub rosa versichern; aber nur sub rosa, denn laut dürfte ichs

ichs nicht wagen, weil mir Zenide meine Plauderhaftigkeit leicht sehr übel nehmen würde, denn sie hielt ihr Vergnügen darüber so geheim, daß sie sogar Namirn kein Wörtchen davon sagte.

„Wissen Sie schon, daß Zenide im Begriff ist, ein großes Glück zu machen?“ rufte ihm die Fee Abgeschmackt entgegen, so wie Namir in ihr Zimmer trat. „Sie müssen mir doch eingestehn, daß es wohl nicht leicht eine häßlichere Creatur giebt, und gleichwohl findet sich Jemand, der sie heirathen will.“

„Sie heirathen!“ rufte der erstaunte Namir aus.

„Sie haben Recht, daß Sie sich darüber verwundern,“ erwiederte die Fee. „Der Vorfall ist neu, und ich sage Ihnen, daß er mir recht herzliche Freude macht; beynahe so viel, als ob ich Wittwe geworden wäre — ob ich Ihnen gleich versichern kann, daß ich meinen Gemahl recht gern habe. Es wird mir nur dann und wann die Zeit ein wenig lang bei ihm, und wenn er stürbe, so müßte ich ihn doch beklagen, und da hätte ich doch wenigstens einen Zeitvertreib.“

„Aber

„Aber darf ich fragen, wer es ist, der Zenide heirathen will?“

„Eine kleine Figur, zum Todlachen possirlich!“ versetzte die Königin. „Ich sage Ihnen, wir werden außerordentlich viel Spas mit ihm haben! Er heißt Omar.“

„Omar!“ wiederholte Namir, sehr verwundert, seinen wahren Namen nennen zu hören.“

Nun ja, Omar! Ich habe mich auch darüber gewundert. Seinem Ansehn nach könnte er eher Fitzlipuzli heißen. Der Name Omar ist viel zu hübsch für ihn. Aber desto besser, wenn ein so unbedeutendes Ding einen hübschen Namen hat; das giebt desto mehr zu lachen. Mir kömmts vor, wie wenn ein Geck von einem Bedienten ein gesticktes Staatskleid seines Herrn anzieht, und den Mann von Bedeutung darin spielen will.“

„Ich kenne einen jungen Menschen, der Omar heißt,“ versetzte Namir ein wenig außer Fassung, „aber dieser ist mir immer sehr liebenswürdig vorgekommen.“

„O

„O, so ists der nicht, von dem ich rede!“ erwiederte die Sylphide; „denn dieser ist der albernste Geck, den ich in meinem Leben gesehn habe. Sie können sich nichts platteres denken! Da ist auch nicht die geringste Spur von Verstand oder Herzen an ihm zu entdecken, und er ist in seinem Betragen so unausstehlich linkisch, daß man ungeduldig über ihn werden möchte. Alles ist geschraubt an ihm. Seine Albernheiten haben also nicht einmal das armselige Verdienst, daß sie natürlich aussehen. Er behauptet, er lebe schon seit drei Jahren in der großen Welt. Ich kann das nicht glauben, denn mir kömmt er vor wie ein Narr von drei Stunden.“

Diese Schilderung machte den armen Namir ganz kleinlaut. Er schämte sich seines Namensvettern und schwieg.

Zenide kam dazu.

„Da kömmt ja unsere Braut!“ sagte die Sylphide.

„Madame,“ versetzte diese, „ich halte die ganze Sache für einen Irrthum.“

„Wie

„Wie so?“ fragte jene. „Warum für einen Irrthum?“

„Man hat mir gesagt, daß es wirklich einen Omar giebt, der eine gewisse Zenide heirathen soll, welche die Tochter eines Inca ist.“

„Ich kenne diese Zenide,“ sagte Namir.

„Nun?“ fragte die Sylphide, „und finden Sie, daß diese Zenide mit der unsrigen eine Aehnlichkeit hat? Ich halte das schlechterdings für unmöglich; denn ich glaube nicht, daß es in der weiten Welt noch ein so häßliches Geschöpf giebt, als diese hier.“

„Wenn Sie jene Zenide kennen,“ sagte Zenide zu Namir, „so muß ich Ihnen freilich abscheulich häßlich vorkommen.“

„Ich muß gestehn,“ antwortete er, „daß sie ungleich schöner ist als Sie; dafür sind Sie aber auch unendlich viel angenehmer und liebenswürdiger.“

„Lassen wir doch unsern Omar kommen!“ sagte die Sylphide. „Wir wollen doch sehn, ob wir dieses Räthsel auflösen können.“

Namir sah mit Ungeduld und Unruhe nach der Thüre. Omar erschien, und Namir war äußerst be-

troffen darüber, denn er sah in ihm sein ganzes Ebenbild — versteht sich, wie er gewesen war, ehe er seinen jetzigen Namen angenommen hatte.

Zenide stand ganz traurig da, und sagte kein Wort.

„Mein lieber Omar," sagte die Sylphide, „die ganze Sache ist ein Mißverstand, den die Gleichheit der Namen veranlaßt hat. Jene Zenide, die sie heirathen sollen, ist, wie man mir eben sagt, sehr schön, und hier sehen Sie die Zenide vor sich, die an meinem Hofe ist."

Der falsche Omar sah Zeniden starr und unverschämt ins Gesicht.

„Und das ist gerade die, die ich heirathen will!" erwiederte er. „Glauben Sie etwa, daß ich mich mit einer schönen Frau behängen will? Oder daß ich heirathe, um meine Frau zu lieben? Da kennen Sie mich nicht! Just daß sie so ein Ausbund von Häßlichkeit ist, das ist das Spaßhafte bei der Sache."

Die Sylphide lachte, Zenide wurde über und über roth, und der arme Namir hätte vor Schaam in die Erde sinken mögen, denn er sah den ganzen unverschäm-

schämten übermüthigen Geck leibhaftig vor sich, den er sonst gewesen war.

„Sagen Sie mir einmal, Namir," flüsterte ihm die Sylphide ins Ohr: „Ist das derselbe Omar, der Ihnen sonst so liebenswürdig vorkam?"

„Leider, ja!" versetzte er beschämt.

„So müssen Sie damals einen sehr sonderbaren Geschmack gehabt haben!" —

Von diesem Tage an machten die Albernheiten des falschen Omars die einzige Unterhaltung am Hofe der Sylphide. Man sprach von nichts, als von ihm, und er ließ sichs recht angelegen seyn, diesen Gesprächen immer neuen Stoff und Nahrung zu verschaffen. Er machte fast in jeder Stunde einen andern dummen Streich. Kurz, er war einer von den Gecken, die ich in Gesellschaften sehr gern habe; denn wenn ich — wie mir das nicht selten zu begegnen pflegt — irgend etwas albernes gesagt oder gethan habe, so sehe ich immer gern, wenn ein Anderer eine Albernheit sagt oder macht, die noch größer ist, als die meinige; denn so wird die meinige darüber vergessen.

Der falsche Omar verfolgte Zeniden, wie ihr Schatten, und bezeigte ihr so viele Aufmerksamkeit, daß der arme Namir in ganzem Ernste unruhig darüber wurde. Das war Zeniden ganz und gar nicht unangenehm.

„Seyn Sie ruhig," tröstete sie ihn. „Es ist ihm mit seiner Liebe zu mir nicht Ernst. Es steckt eine List dahinter. Die jungen Herren seines Schlages geben sich dann und wann mit einem häßlichen Mädchen ab, um die Aufmerksamkeit der schönen desto mehr auf sich zu ziehen."

Sie hatte diese Worte kaum ausgesagt, so wurde sie von einer Wolke eingehüllt, und verschwand vor Namirs Augen. Zugleich hörte er sich von Omars Stimme folgendes zurufen:

„Namir, ich entführe Dir Zeniden! Sie ist eine Eroberung, die Deiner nicht würdig ist. Ich überlasse Dir dafür die schöne Zenide. Du bist also für den Verlust der häßlichen reichlich entschädigt."

Der arme Namir stand noch wie versteinert da, als die Sylphide dazu kam.

„Nun,

„Nun, das ist hübsch!“ sagte sie. „Sich die Dame seines Herzens so vor der Nase wegnehmen zu lassen! In der That, das wird Ihnen in der großen Welt, und besonders bei den Weibern, einen schönen Namen machen, wenn's herauskömmt.“

Namir konnte es nicht ertragen, sich noch obendrein verspotten zu hören. Er verließ den Pallast der Sylphide stehendes Fußes, mit dem festen Vorsatz, Zeniden aufzusuchen.

Er war nur zu Fuße, und er sah wohl, daß er auf diese Art mehr Zeit brauchte, sie einzuholen, als seine Ungeduld wünschte. Er sehnte sich zum ersten Male wieder nach Phärions Wagen.

„Phärion!“ rufte er aus. „Hast Du mich denn ganz und gar vergessen?“

„O nein!“ antwortete Phärion, der im Augenblicke erschien. „Ich habe Dich nicht vergessen. Ich komme, um Dir einen guten Rath zu geben.

Namir sah jetzt mit großem Verdrusse, daß Phärion auch zu Fuße war.

„Deinen Wagen könnte ich jetzt besser brauchen, als Deinen Rath,“ erwiederte er ärgerlich. „Aber

weil

weil Du einmal da bist, so laß doch Deinen guten Rath hören!"

„Geh in den Tempel der wahren Liebe!" sagte Phärion und verschwand wieder.

„Da bin ich etwas gebessert!" sagte Namir bei sich selbst. „Ich suche diesen Tempel nun schon seit so vielen Jahren vergebens. Ich habe wohl so manchen Tempel gefunden, den man den Tempel der Liebe nannte, aber keiner war es. Da gab es lauter Weiber ohne Seelen, lauter kalte Geschöpfe, die bloß darum angebetet seyn wollten, weil es Mode ist, Liebhaber zu haben. Sonderbar, daß alle Welt von diesem Tempel der wahren Liebe spricht, und kein Mensch kann mir sagen, wo er eigentlich ist."

Indem Namir diesen Tempelmonolog hielt, sah er einen vor sich, über dessen Portal die Aufschrift stand: Tempel der verbotenen Liebe. Diese Aufschrift fiel ihm auf, und er konnte der Luft, hineinzugehen, nicht widerstehen.

Er fand eine Menge Leute darin, und es wunderte ihn nicht wenig, daß ihm alles dort so bekannt vorkam. Er redete den Oberpriester an:

„Mich

„Mich dünkt, ich bin schon einmal in diesem Tempel gewesen," sagte er zu ihm; „aber damals fand ich keine Seele hier."

„Ganz richtig," versetzte dieser. „Vor Zeiten hieß er der Tempel der erlaubten Liebe. Anfänglich wurde er häufig besucht. Sympathie und Seelenfriede herrschten bei den Festen, die man hier gab. Es gab keine Priester; die Liebhaber verrichteten diese Dienste selbst; sie opferten, und ihre Opfer theilten ihr Glück mit ihnen. Könige, Fürsten und Götter legten den Glanz ihrer Hoheit und Größe ab, und mischten sich unter die Opfernden. Sie ließen sich freiwillig zu niedrigen Schäfern herab; zur Entschädigung dafür waren sie aber auch eben so glücklich, als diese niedrigen Schäfer. Da gab es keine Zwistigkeiten, keine Verschiedenheit des Geschmacks. Herzen und Seelen waren einverstanden; jedes trug des andern Ketten freiwillig; Sieg und Niederlage waren beide gleich süß; der Besiegte liebte seinen Ueberwinder; alles gieng ehrlich und aufrichtig mit einander um. Es gab keinen Flatterhaften, und mit herzlicher Innigkeit und Liebe hieng eines an dem andern."

„So

„So war dieser Tempel ursprünglich beschaffen. Aber nach und nach schlich sich die Langeweile ein. Man wurde zu sicher, daß man geliebt war, und versäumte darüber das Bestreben, zu gefallen. Das Vergnügen hörte auf, eine Gunstbezeugung zu seyn; das Glück wurde alltägliche Gewohnheit; die zerbrechlichen Banden der Erkenntlichkeit ersetzten die Fesseln der Liebe; kalte Höflichkeit trat an die Stelle des Gefühls, und man war einander nur noch aus Eitelkeit getreu. Die Langeweile griff jetzt viel mehr um sich; man gestand sichs am Ende ohne Zurückhaltung, daß man ihren mächtigen Einfluß fühlte; man trennte sich, und die erlaubte Liebe blieb einsam und verlassen."

„Sie wäre das vielleicht noch, wenn sie nicht einen Ausweg gefunden hätte. Sie erfand eine neue Gottheit, die sie den Gott Hymen nannte, und machte es den Sterblichen zu einer Ehrensache, dem Scepter dieses Gottes unwillkührlich zu huldigen. Achtung, Freundschaft, Uibereinstimmung der Charaktere und der Gesinnungen, Herzensgüte, Seelenharmonie, gegenseitiges Studium der Gemüther und Denkungsarten, alles das wurde für Hirngespinnst erklärt. Ehrgeiz,

geiz, Reichthum und Eigensinn schlugen jetzt die Karten. Blindlings legte man sich unauflösliche Ketten auf; man schwur einander oft ewige Liebe, noch ehe man einander sah, und ewige Achtung, noch ehe man einander kannte. Der Sklav hatte oft nicht einmal die Freiheit, sich einen Herrn zu wählen. Hieraus entstanden nun zwei Laster, denen man den Anstrich zweier Tugenden gab: Haß gegen einen Gatten, der oft recht sehr hassenswürdig; und Liebe zu einem Liebhaber, der oft recht sehr liebenswürdig war.“,

„Dadurch wirst du nun glauben, sei der Tempel der Liebe vollends ganz und gar entvölkert worden: aber mit nichten! Gerade das bevölkerte ihn wieder. Man veränderte blos die Aufschrift, wie du eben gelesen hast. Aus Verdruß hatten die Weiber hier Zusammenkünfte mit ihren Liebhabern, und um sich dafür zu rächen, suchten sich die Männer hier Maitressen. Man betrog sich gegenseitig, gab aber dem Betrug den Mantel der Decenz um. Man suchte nur die Außenseite zu retten, und das Innwendige gieng nach und nach ganz darüber zu Grunde.“

„Das

„Das ist eine sehr gelehrte Geschichte, mein ehrwürdiger Vater," fiel ihm Namir ins Wort, dem die Zeit allmählig lang wurde. „Sie gleichen nicht den mehresten ihres Standes, die die Einkünfte ihrer Fundationen besser kennen, als ihre Entstehung. Da sie aber, wie ich eben gefunden habe, so gelehrt sind, so werden Sie mir hoffentlich wohl sagen können, wo denn eigentlich der Tempel der wahren Liebe ist?"

„Der Tempel der wahren Liebe!" versetzte jener. „Von dem habe ich in meinem Leben nichts gehört!"

„Wenn das ist, so habe ich hier weiter nichts zu suchen," sagte Namir und gieng fort.

„Dem ohnerachtet wette ich, daß du nicht zum letzten Male hier bist," rufte ihm der Oberpriester nach; „denn wenn du mit Zeniden wirst verheirathet seyn, kömmst du gewiß einmal wieder."

„Mit welcher Zenide?" fragte Namir, indem er sich schnell wieder umdrehte.

„Je nun, mit der schönen Zenide!"

„Das ist gerade die, die ich nicht mag."

„Und doch liebst du sie."

„Du

„Du beurtheilst mich nach dir, wie ich finde. Weil dir vermuthlich nur die schönen Weiber gefallen, so glaubst du ich bin von eben diesem Geschmacke. Aber das ist der Fall nicht, und ich schwöre dir, daß ich keine andere als die häßliche Zenide heirathen werde."

„Das ist mit deiner Erlaubniß nicht wahr. Ich sage dir, daß du die schöne Zenide heirathen wirst!"

„Nun, das ist mir doch auch in meinem Leben nicht vorgekommen!" sagte Namir verdrießlich, indem er fortgieng. „Will der besser wissen, wen ich heirathen will, als ich selbst? Der Mann ist ein Narr!"

Aber der Mann war kein Narr. Es war kein andrer als Phärion, der die Gestalt des Oberpriesters angenommen hatte, und der von allem besser unterrichtet war, als Namir selbst.

Dieser irrte in Gedanken und Träume verloren umher, bis er sich endlich in einer Wüstenei wiederfand, in welcher er nichts als Felsen und Gebüsche sah. Er seufzte, setzte sich nieder, fieng vom neuen

an

an zu träumen, gähnte, und schlief endlich vor Langeweile ein. Das ist alles in der Regel.

Auf einmal weckte ihn eine wehmüthige Stimme auf, deren Schall unter der Erde hervor zu kommen schien. Er horchte aufmerksamer und hörte die folgenden Worte:

„Ich Unglückliche! Noch heute soll ich diesen mirverhaßten Omar heirathen, und meinem Namir auf ewig entsagen!“

Er erkannte die Stimme seiner Zenide.

„Träum' ich, oder wach' ich?“ rufte er aus. „Ist das nicht die Stimme meiner Zenide, die ich überall suche und nirgends als in meinem Herzen finde?“

„Wie Namir! bist du es?“ antwortete die Stimme. „Kömmst du, um ein Augenzeuge meines Unglücks zu seyn? Fliehe von hier! Ich beschwöre dich, fliehe! Ich bin hier durch eine überlegne Macht in einer Grotte angefesselt, und werde nicht eher befreit, als bis ich einwillige, Omarn meine Hand zu reichen. Ich beschwöre dich noch einmal, fliehe, denn

deine

Deine Kräfte sind zu schwach, es mit dieser übernatürlichen Macht aufzunehmen.“

Im Augenblicke erschien der falsche Omar in einem Wolkenwagen. An seiner Seite saß eine Sylphide, die man ein wahres Muster von Schönheit nennen konnte. Indem sie sich herabfließen und ausstiegen, wurde auch die Grotte sichtbar, in welcher Zenide in Ketten und in Thränen schwimmend, aber immer noch so häßlich als vormals war. Namir seiner Seits war immer noch so verliebt als jemals.

„Namir,“ sagte die schöne Sylphide, „du suchst nun schon seit so langer Zeit den Tempel der wahren Liebe, und hast an seiner Stelle endlich den Tempel des Hymen gefunden. Ich habe Absichten auf dich. Deine Anhänglichkeit an diese Zenide hier, trotz ihrer abschreckenden Häßlichkeit, bringt mir einen sehr vortheilhaften Begriff von der Güte deines Herzens bei. Sieh, ich bin viel schöner als sie; ich will dich heirathen!“

„Du würdest nicht glücklich mit mir seyn,“ versetzte Namir ganz verlegen über diesen unerwarteten Antrag. „Ich würde dich trotz aller meiner Herzens-

güte

güte, von welcher du einen so vortheilhaften Begriff hast, doch nicht lieben könnte."

„Deine Aufrichtigkeit gefällt mir. — Du bestehst also darauf, daß diese Zenide hier deine Gattin werden soll?"

„Sie, oder keine Andere!"

„Nun wohl! Ich bins zufrieden, aber nur unter einer Bedingung." fuhr die Sylphide fort, und wandte sich an Zeniden. „Ich fange an mich an meine Schönheit zu gewöhnen, meine Fehler einzusehn, und folglich meiner Reize allmählig überdrüßig zu werden. Tritt du mir deinen Verstand ab, ich überlasse dir dafür meine Schönheit, ein Tausch, der mit Hülfe eines Genius, der mich beschützt, augenblicklich geschehen kann, sobald du nur einwilligst, und du kannst diesen Namir heirathen."

„Um keinen Preis der Welt!" schrie Zenide. „Sobald mich Namir unter deiner schönen Gestalt mehr lieben könnte, als er mich jetzt unter meiner häßlichen liebt, würde er meiner Hand nicht mehr würdig seyn! Wisse, daß es in meiner Macht steht, so schön und schöner als du zu werden, wenn ichs auf

Kosten

Kosten meines Verstandes werden wollte. Die Tropfen, die in dieser Phiole sind — "

„Ums Himmelswillen Zenide! daß dir nicht etwa die Lust anwandelt!" schrie Namir, indem er ihr die Phiole aus der Hand riß und auf die Erde warf.

Die Phiole zerbrach, der Duft der darin enthaltenen Essenz verbreitete sich, und im Augenblicke wurde Zenide wieder die schöne Zenide, die sie vormals gewesen war; Namir wurde der schöne Omar; der falsche Omar Phärion, und die Sylphide bekam auch ihre eigenthümliche Gestalt wieder.

„Sieh, Omar," sagte Phärion, „dieser Verzauberung hast du und Zenide eure jetzigen Tugenden zu danken. Du wärst nie dahin gekommen, deine Albernheiten einzusehen, wenn man dir sie nicht an einem Andern gezeigt hätte. Und du, Zenide, du mußtest häßlich werden, um den Werth des Verstandes und liebenswürdiger Talente einsehen zu lernen: jetzt kennst du ihn, und jetzt bist du deiner Schönheit würdig; aber vergiß ja nie, daß sie nur eine Zierde des Weibes, daß sie kein Verdienst ist."

„Zwei

„Zwei Punkte des Orakels wären nun erfüllt,“ sagte Omar. „Aber den Tempel der wahren Liebe! „Wo finden wir den?“

„Blödsichtiger! und das fragst du noch?“ antwortete Phärion. „Wisse, daß der Tempel der wahren Liebe überall ist, wo zwei Liebende sind, die mit Innigkeit und mit ganzer Seele an einander hängen. Oder dachtest du dir ihn als ein Prunkgebäude? Nein, wahre Liebe flieht Glanz und Schimmer. Opfer, die ihr in der Stille gebracht werden, sind ihr die willkommensten. Sieh, das schauerliche Dunkel dieses kühlen Hains ist ihr Tempel; dieses Rasenbett ihr Thron. Liebe webt und lebt in der ganzen Schöpfung, Liebe war der Zweck dessen, der uns schuf. Sie blüht in jeder Blume, sie duftet aus jedem Veilchen, sie weht in jedem Frühlingslüftchen, sie rauscht in jedem Zweige dieser Bäume, sie rieselt in jeder kleinen Welle dieses Silberbachs. Wohin du deine Augen wendest, ist Liebe, und überall Liebe! Du lächelst deine Zenide so gutmüthig an, und sie dich wieder. Dieses Lächeln kann euch sagen, daß der Tempel der wahren Liebe

nirgends

nirgends anders ist, als in einem Herzen! — Möge er nie entweiht werden, dieser Tempel!"

Phärion und die Sylphide führten ihre Zöglinge zu ihren Eltern zurück, welche alle Ursache hatten, mit ihren Kindern zufrieden zu seyn.

Omar und Zenide wurden bald darauf vermählt, und sie lebten bis in die spätesten Jahre froh und glücklich mit einander; denn die Erfahrung hatte sie überzeugt, daß der wahre Werth des Menschen, und folglich der ganze Grund seiner Glückseligkeit, nicht in seiner Gestalt, sondern in seinem Kopf und Herzen liegt.

J. E. Jünger.

V.

An

Klamer Schmidt.

Freund des Dörfchens, meine Hügel,
Meiner Wiese Gartenpracht,
Meines Waldes grüne Nacht,
Meines Baches hellen Spiegel,
Meiner Felsen graue Tracht,
Meine Grotten, meine Klüfte,
Wo die düstre Schwermuth wacht,
Meine heitren Morgenlüfte
Hast Du mir so werth gemacht,
Daß ich nun an meine Laube,
Wo kein Kriegsgerücht mich quält,
Wie an einen Himmel glaube,
Dem es nicht an Engeln fehlt,

Seit

Seit in ihre Dunkelheiten
Deine Briefe mich begleiten,
Die hier meine Freunde sind;
Und da horch' ich, wie ein Kind,
Was sie schönes mir erzählen
Von dem Weisen, der es liebt,
Aus dem Lärm sich wegzustehlen,
Wo sich Thoren höflich quälen;
Wo es nichts als Neue giebt,
Neue des betrognen Tages,
Der, und hätt' es alle Pracht
Eines fürstlichen Gelages,
Eine leere Stelle macht.
Und dieß arme Menschenleben
Hat aus seinem kleinen Schatz
Ach! nicht viel hinwegzugeben;
Denn wo wäre für das Leben
Einer Stunde nur Ersatz?
Freund, der erste Theil des Lebens
Meiner Tag' ist nun dahin:
Wehe mir, wenn ich vergebens,
Was ich war, gewesen bin!

Wenn, ihr hingelobten Stunden,
Wenn ihr mehr als hingeschwunden,
Wenn ihr auch verloren seid!
Nein, der Geist der todten Zeit
Soll mich nicht umsonst bekehren;
Und versteh' ich recht zu hören:
Fort! spricht die Vergangenheit,
Eil' hinweg aus dem Gedränge,
Welches Knabensinne kränkt!
Hast Du endlich nicht gelernt,
Daß man sich nicht glücklich täusche?

Darum will ich froh und frei
Auf des Harzes stillern Auen
Meine kleine Siedelei
Grün und schattig überbauen,
Wagt sich hier die Sorg' herein:
Dann, o Freund, durchs Hintenpförtchen
Flücht' ich in mein kleines Gärtchen,
Oder in den nächsten Hain.
Und wo fänd' ich solche Fülle,
So viel Kraft und so viel Stille,

So

So viel Einfallsinn, als nur
Hier im Leben der Natur!
Ihre zarten, milden Freuden.
Zart, wie Liebe, mild, wie Ruh,
Narben endlich alle Leiden
Eines wunden Herzens zu.
Hast Du das nicht auch empfunden,
Wenn Du aus verwaisten Stunden
Deines Lebens zu ihr flohst?
Hast Du nicht für Seelenwunden
Trost in ihrem Arm gefunden?
Ach! man braucht hienieden Trost!
Welch ein seliges Verhallen
Weht durch unsern Lebenstraum,
Zwischen ihren Nachtigallen,
Unter einem Schattenbaum.
Da ist jede Philomele
Meine Freundin; und der Hain
Uiberblüht die dunkle Seele,
Bis sie selig, still und rein,
Jedes Blütenblatt der Aue,
Das in seinem hellen Thaue,

Wie ein Thränenlächeln, schwimmt,
Auf in ihren Spiegel nimmt.
Dann umwandelts mich so lustig:
Freund, das ist der Genius,
Der im Kranz der Liebe duftig,
Mich umfängt mit seinem Kuß.
Alles hält um mich im Triebe
Seiner Lust ein Lebensfest,
Alles voll Gesang und Liebe,
Wie ein Nachtigallennest!
Alles tönt und athmet Friede,
Selbst die Luft, so sanft, wie Du,
Schmeichelt mir zu einem Liede
Für Dein Herz Begeistrung zu!
Jedes Girren einer Taube
Seufzt in mir Gesänge wach,
Jeder Baum ist meine Laube,
Eine Lethe jeder Bach!

Baut sich nun das ferne Städtchen
In den Abendnebel ein:
Sieh', dann blicken durch den Hain

Venus

Venus und das Schnittermädchen
In mein Buchenzelt herein.
Aber nun nicht mehr geſäumt!
Auf! hinauf zur Lieblingshöhe!
Daß ich froher Schwärmer ſehe,
Was ich oft ſchon nah geträumt:
Wie ſich über Baum' und Hütten
Weit das Sternengewölbe zieht,
Das dem Städter, wenn ers ſieht,
Durch die Straßen ſo zerſchnitten,
Wie ſein eignes Leben, iſt.
Du nur weißt, was der vermißt,
Der nie fühlt, wie groß, wie ſchweigend
Dieſer Sternenhimmel iſt;
Wie er, ſich zur Erde neigend,
Die geliebte Erde küßt,
Die den Feſttag ewig feiert,
Den ſie mit dem Blumenring
Einſt zum erſten Mal begieng,
Als ſie, bräutlich eingeſchleiert,
In des Himmels Armen hieng.

Nun wird mir die Erd' erst theuer,
Heilig wird sie mir und groß,
Und mit einer Thränenfeier
Werf' ich mich auf ihren Schooß.
Weinend möcht' ich dann sie fragen —
Nein, vergessen möcht' ich dann,
Daß sie Hölewichter tragen
Und die Tugend drücken kann!
Ja ich möchte mit der Hand
Nach den Lebensfrüchten greifen,
Welche zwischen Sternen reifen;
Möchte sie wie Nordlichtstreifen
Auf die Nebel, die das Land
Unsrer Heimath kalt umschweifen,
Niederstreun mit voller Hand!
Trübe sinkt mir dann der Geist
Unter in des Nebels Wellen,
Der bis um die sanftern Stellen
Meiner stillen Gegend kreist.
Aber der, mit Sterngefunkel
Lieblich überstreute, Bach
Rauscht den Muth im tiefsten Dunkel

Meiner

Meiner Seele wilder mach:
Friede wohnet bei den Sternen
Seufz' ich mir ins Herz hinein:
Lieben und Ergebung lernen,
Heißt hienieden weise seyn.

So begleitet leises Sehnen
Hier den kleinen Lebenslauf
Meines Tages, bald durch Thränen,
Bald zu Taborhöhn hinauf.
Mit des Baches Welle schwimmet,
Was mich drückte, leicht dahin;
Harmonie der Welten stimmet
Nun zum Einklang meinen Sinn.
Und der Einklang in den Chor
Dieser großen Melodien
Hebet zu den Sympathien
Mit dem Weltgeist mich empor.
Aller Stolz der größten Stadt
Reicht an diese Hoheit nimmer!
Frag ob der Gemäldeschimmer
Seines Lebens Leben hat?

Alles regt sich hast und schwebt
In erkünstelten Naturen;
Lauter blühende Figuren,
Nur die Blüt' ist aufgeklebt,
Wie der Frühling ihrer Bühnen!
Wahrheit lebt und regt sich nur
Hier im Leben der Natur.
Keine aufgesetzte Mienen
Trägt das Angesicht der Flur.
Darum halt' ichs mit den Hütten,
Wo man höchstens wirklich weint;
Wo man, ohne glatte Sitten,
Immer das ist, was man scheint.
Freilich muß man oft betrauern
Daß auch hier zuweilen, Freund,
Schon ein Laster, das für Bauern
Noch zu vornehm ist, erscheint;
Doch zum Glück kanns hier nicht dauern!
Darum laß uns immerhin
Zu dem stillen Dörfchen flüchten;
Hier erlaubt man uns den schlichten,
Und vielleicht zu ernsten Sinn.

Solch

Solch ein ungeschmücktes Leben,
Wie es Unser einer trägt,
Wird die Stadt nicht leicht vergeben,
Weils zu wenig Falten schlägt!
Und doch steht es uns nicht bunter;
Und doch ging die arme Zeit
Mancher Unzufriedenheit
Uns darin auf ewig unter.

Wohl ist der ein armer Mann,
Der nicht in der Ruh der Hütten
Den Beschluß der sieben Bitten
Seines Herzens finden kann:
Lachen Sonn' und Mond die Hütten
Nicht, wie dort den Pallast, an?
O sie leuchten ihnen heller;
Und das Rad der Stunden läuft
Hier viel lieblicher und schneller,
Weil es an den Zwang nicht steift,
Der auf dem erhabnen Söller
Mit der Langeweile hauf't,
Und mit ihr von einem Teller
Gähnend fremde Gifte schmauf't.

Aber, fern von allen Mischen
Fremder Gifte, blühet mir
Die Gesundheit unter seltschern,
Obgleich wilden Rosen, hier.
Und Gesundheit und Gewissen
Diese beiden Dinge, kann
Wohl nicht leicht ein Wandersmann,
Der durchs Leben reist, vermissen.
Jene macht die Reise leicht,
Dieses nimmt thr alles Grauen,
Wenn auf rings umstürmten Auen
Uns ein Nachtvolkan erreicht;
Jene legt auf unsre Mühen
Eine leichte Abendruh,
Dieses deckt im letzten Nu
Sanft mit Engelsphantasien
Unser müdes Leben zu.
Beide sind die zarten Kinder
Einer weisen Mäßigkeit,
Welche sich der Schaale minder,
Als des Kerns im Menschen, freut.
Und was hilfts die Schaale mästen,

Die dem Kern ein Mal entsinkt,
Wenn er zu Gedankenfesten
Seiner Heimath sich entschwingt?

Macht mich zwischen grünen Hügeln
Meine Dorfflur froh und satt:
O so laß die Königsstadt
Sich im Spreefluß bespiegeln!
Seine feinsten Spezereyn
Und den Ueberfluß an Wein
Mag ihr jeder Welttheil liefern;
Mag doch immerhin so schön
Goldumstrahlet auf den Schiefern
Ihrer Dächer Phöbus stehn!
Phöbus ist in ihrem Thun,
Ist in ihrem Seyn! — Und nun
Macht den Prieſter kleiner Freuden
Seine Dorfflur froh und satt;
Sprich, was hätt er zu beneiden
Im Gewühl der großen Stadt?
Machen zwanzig Schüſſeln fetter?
Voller wohl! und ach! der Geiſt

Darbt

Darbt verlassen heim Geschnatter,
Das um die Pokale kreis't!
Geh um Mittag durch die Gassen;
Aber beug' ins nächste Haus,
Um nicht rädern dich zu lassen,
Beuge ja bei Zeiten aus!
Welch ein schön lackirter Wagen!
Und der Insaß — ist ein Magen,
Der zu seiner Rotte fährt.
Freilich wirst du lächelnd fragen:
Ist das so viel Lärmens werth?
Gegen fünf Uhr wieder Wagen!
Wieder Kutschenlärm! — Was hat
Das Gesinge zu erjagen? —
Lache nicht! Ein Kartenblatt
Und das ist von viel Bedeutung,
Für den Mann, dem in der Zeitung,
Die wir flüchtig nur besehn,
Noch zu wenig Kleinigkeiten,
Viel zu wenig Albernheiten
Von Ministerreisen stehn.
Hast du Lust noch mehr zu sehn?

Nun

Nun so magst du auf den Stätten
Des Cassino dich erbaun!
Magst, um dich recht satt zu schaun,
Eine Stunde niederquälen,
Und dann Wochen dran verdaun!
Braucht es mehr um dir ein Graun
Vor dem Wesen einzuflößen,
Das die Prunkgenossen baun?
Und was sind denn ihre Größen?
Kartengrößen im Vertraun!
Die gilt viel und jene wenig,
Wie der Zufall es gebot.
Etwas Gelb und Blau und Roth
Macht den Buben und den König.
So der groß' und breite Mann,
Dem wie tief ins Dunkel stehen!
Wüßten wie es nicht, wir sähen
Ihn für einen Buben an.
Doch er schwimmt so hoch er kann
Durch die gaffenden Heloten
Hoch auf Wätden schwimmt er dort
Wie ein kleines dürres Wort
Auf gewaltig großen Noten.

Und was ist in dem Getäusch
So verrenkter Lebenstriebe?
Viel Verhärtung, wenig Liebe,
Wenig Sinn und viel Geräusch!
Wie auf den Paradeplätzen,
Wo die Roheit tobt und schilt,
Um das bischen Menschheit wild
Aus den Menschen wegzuhetzen,
Wenns ihm ja noch etwas gilt.
Aber emaillirte Scherben —
Scherben reizen zu der Wuth,
Mit vergoßnem Menschenblut
Eine arme Flur zu färben.
Wer dieß Spiel gesehen hat,
Bliebe der wohl länger stehen?
Laß ihn, Freund! Er hat sich satt
Satt auf ewig sich gesehen!
Denke dich in einer Stadt,
Und du wolltest endlich, müde
Solcher Albernheiten, ruhn:
Zwanzig Wagen rasseln nun
Dir den Schlaf vom Augenliede,

Die

Die so eilig aus dem Pomp
Hoher Abendschmäuse rollten,
Als ob sie, wie einst Colomb,
Eine Welt umfahren wollten.
Freund nur in der Flucht ist Heil!
Weg von allem diesem Grau'l!
Weg von diesen Albernheiten,
Diesem öden Lebensspiel!
Ich auch schwamm durch das Gewühl
Großer Kämpf' um Kleinigkeiten;
Traurend sandt' ich manchen Blick
Aus nach einer Friedenstaube,
Voller Lieb' und Lebensglück:
Und er kehrte, wie die Taube
Noah's, ohne Zweig zurück.
Wer sich ein Mal dem Gewühle
Hingiebt, sei auf seiner Huth,
Daß ihn nicht zu weit die Fluth
Ab vom sichern Ufer spüle.
Zwar verdächtig ist dem Ohr
Hier ein Schrei und dort ein Winseln;
Dennoch dringt man weiter vor.

Stolze Köpfe wüster Inseln
Ragen aus der Fluth empor.
Ja man stößt auf Herzen, Freund,
Die schon längst kein Herz mehr haben;
Denn die Fluth hat, wie es scheint,
Unter andern ihrer Gaben,
Diese — daß sie auch versteint.
Aber die Versteinerungen
Spielen dennoch klug und fein
Menschlichkeit und Huldigungen,
Welche sie der Tugend weihn,
Die sie doch so wenig fühlen
Als in ihrer Fluth die Ruh:
Darum schloß ich ihren Spielen
Gern mein kleines Leben zu!
Freund, dieß große Schauspielhaus,
Wo sie alle glänzen wollen,
Preßt mir manches Gähnen aus.
Gern — ach! hätt ich meine Rollen
Durchgespielt — ging ich hinaus.
Nimm den Staat in allen Gruppen,
Und du hast ein Puppenspiel:

Dazu giebt es nun der Puppen
Oft genug und oft zu viel.
Selbst die sich so mächtig brüsten,
Als ob sie allein nur wüßten
Ihren Platz zu füllen, sind —
Puppen; ihr Geräusch ist — Wind,
Ihre ganze Kunst der Faden,
Der das Schauspiel führt und lenkt:
Sprich, was thut es nun für Schaden,
Wenn auch bald an meinem Faden
Eine neue Puppe hängt.
Könnt' ich aber Billigkeit
Mit Gerechtigkeit versöhnen,
Der mit Weh- und Klagetönen
Unschuld laut entgegen schreit;
Könnte von dem wunden Leben
Des Gedrückten meine Hand
Die zu schwere Bürde heben,
Die den Armen übermannt;
Könnt' ich aus dem Ritterſitze
Manchen Fresser jagen, Freund,
Daß er auch der Stelle nütze,

Wo das Sonnenlicht ihm scheint;
Wenn mir dieß das Schicksal gönnte,
Wohlzuthun: — ja dann, o dann!
Uibernähm' ich, was ein Mann
Meiner Kraft nur tragen könne;
Aber so — — Ihr kleinen Hütten,
Seufzer habt auch ihr, allein
Eure Seufzer sind nur klein,
Klein sind eure sieben Bitten;
Und ein stiller Genius
Lächelt freundlich den Beschluß.
Weg! hinweg, du kalter Dünkel!
Wer sich ach! so müd' und matt
Schon an dir gesehen hat,
Fragt wohl endlich nach dem Winkel
Seiner letzten Ruhestatt!
Stilles Land, zu dem ich fliehe,
Gieb sie mir auf deiner Flur!
Gieb, daß liebend die Natur
Meinen Frieden überblühe!
Gieb dem leicht zufriednen Mann,
Bei der Unschuld eines Hirten,

Nur,

Nur, daß er noch dann und wann
Einen biedern Freund bewirthen
Und der Armuth wohlthun kann!
Aber wie die Zeit zerstreun?
Fürchtest du, daß ich im Hain
Dichterischer Philomelen
Sie versingen werde? Nein!
Nein! zwo jungen Engelseelen
Will ich Freund und Führer seyn;
Will sie lehren, immer rein
Ihren Himmel zu erhalten;
Unter losen Truggestalten,
Immer fest und wahr zu seyn;
Ohne selbst sich zu verschulden,
Eine Lasterwelt zu dulden;
Sich der Seelenfinsterniß
Immer weiter zu entwinden,
Und vor allen, allen! dieß:
Gott in der Natur zu finden!
Und wenn spät einst oder früh
Mir der letzte Tag entlodert,
Der von dem, was Gott mir lieh,

Die geschloßne Rechnung fodert:
O dann blick' ich hin auf sie,
Sie, in denen — wann die Erde
Kaum noch meinen Hügel zeigt,
Und mein Lied verhallend schweigt, —
Ich nie ganz verhallen werde.

Freund, du mußt die Engel sehn,
Wenn, wie Liebesengel schön,
Unter Nachtigallentönen
Sie der Mutter Kronen drehn
Und in ihr die Tugend krönen,
Die sie trägt: — O wie wird dann
Die Natur um dich, du Mann
Der Natur, sich erst verschönen!
Komm und sieh Amalien
In den kleinen Armen hängen,
Und aus deinen Preisgesängen
Läßt sich dieß Arkadien
Durch kein griechisches verdrängen.
Solch ein Bild belebt die Flur
Mit dem heiligsten der Triebe!

Solche

Solche Liebe, Mutterliebe
Schlägt im Herzen der Natur!

Ja, mein Schmidt, du lobst mit Recht
Die Natur und ihre Freuden;
Denn da kannst du recht und schlecht
Dich in deine Unschuld kleiden,
O da kannst du so vergnügt
In die Ruhe deiner Laube
Dich verhüllen, wie die Taube,
Die ins Nest der Liebe fliegt.
Da ist wenig zu betrauern,
Aber viel um sich zu freun.
Nun wohlan! Wer still und klein
Auszieht aus der Welt der Mauern
Ziehet in die Schöpfung ein!
Da, mein Klamer, bist du dein!
Bist dein ruhiger Gedanke!
Hörst im Strahl des Mondenlichts
Unter deiner Laubenranke
Von dem seelenlosen Zanke
Mißvergnügter Thoren nichts,

Wenn

Wenn ihr Mißmuth, wie mit Krallen,
Auf den Lauf der Dinge fällt,
Der denn doch von ihnen allen,
Was er Schlimmes hat, erhält.
Narrn verleumden gern die Welt,
Wenn sie selbst sich nicht gefallen.
Froher und mit heit'rer Stirn
Geht mein Klamer, wo ihn munter
Seine Knaben nur umschwirrn,
Wie ein friedliches Gestirn,
Morgens auf und Abends unter.
Tönt die Grill' im Waizenhain:
O dann schleicht mit leisem Tritte
Sich der Schlaf zu deiner Hütte,
Wie ein Genius hinein.
Keine Sorge, der Medusen
Schwarze Brut verscheucht ihn nicht;
Lächelnd sinkt an Wisa's Busen
Dein sich neigendes Gesicht,
Und der Duft der Lindenbäume,
Die am Fenster deine Ruh
Ueberschatten, haucht die Träume

Von

Von Petrarch und Laura zu.

Du erwachst vom kummerlosen
Milden Schlaf, wie aufgeblüht,
Wann der erste Strahl entglüht,
Der dein Fenster mit den Rosen
Seines Frühroths überzieht.
Aber nun herab die Leier
Von der Wand herab! nun schallt
Die geweihte Morgenfeier
Bis zum Nachtigallenwald.
Alle Sänger werden munter;
Und das hohe Liederfest,
Das ein Klamer feiern läßt,
Strömt ins Emmathal herunter.
Mit dem Frühduft, der es trägt,
Wallt es zu verwandten Leiern
Und die schöne Wallung schlägt
An die Herzen seiner Theuern.
Und nun geht mein sanfter Schmidt
In den kleinen wilden Garten
Um des Baums, den er beschnitt,
Selbsterzieherisch zu warten.

O dieß Bild, mein Schmidt, bist du!
So in frommer Lebensruh
Gehn dir Nacht und Tag vorüber.
Selber baust du deinen Kohl,
Wie dein Leben! — Nun, mein Lieber,
Lieber Dorfmann, lebe wohl!

Tiedge.

VI. Der

VI.

Der Heckthaler.

Eine Schreckenserzählung.

In irgend einem der zehn Kreise des deutschen Reichs, und in einer mittelmäßigen Provinzialstadt desselben, lebten zur Zeit des siebenjährigen Krieges zwei Geizhälse der ersten Rangordnung; der eine weiblichen, der andre männlichen Geschlechts. Frau Barbara Sibilla Filzin, eine Rathsherrn-Dame, schon längst verwitweten Standes, von der man zweifelhaft blieb, ob sie den seligen Herrn zu Tode gezankt oder gehungert habe;

> War eine von den wackern Frauen,
> Die immer beißen, selten kauen;

zeichnete sich durch ihre Geiernase, die über den lippenlosen Mund weg, ihren Ruhepunkt auf dem benach-

nachbarten Spitzkinne zu suchen schien, nicht minder durch ihre langhagere fleischlose Figur, die ihr überall den Namen der theuern Zeit erwarb, eben so merkwürdig aus, als durch den großgroßmütterlichen verschossenen und zerlumpten Anzug, dessen Schneider schon ziemlich seit einem Jahrhunderte zur allgemeinen Gilde des Stadtkirchhofs versammelt worden seyn mochte. Daß der Teufel in dergleichen Antigrazien sein Wesen treibt, so gut als in alten Raubschlössern, ist bekannt. Dame Filzin war vom Geizteufel übel geplagt. Sie hauste mit ihm in einer alten baufälligen Hütte, an der Stadtmauer; und ob sie gleich weder Kind noch Kegel hatte, so sparte, kargte und schabte sie doch so eifrig zusammen, als ob ihr die Versorgung eines ganzen Waisenhauses am Herzen läge. Uiber ihrem Heerde webten die Spinnen ungestört; ihr Ofen war niemals in Gefahr, vom Einheizen Schaden zu leiden; sie zog aus dem Dachstübchen ihres Eulennestes, wo Wind und Regen freien Eingang fanden, durch alle Stockwerke herunter, und kündigte den Miethleuten (armseligem Gezüchte, das sonst nirgend unterzukommen wußte,) den Pacht auf:

auf: denn sie überschlug sehr richtig, daß ihr die unumgänglichste Reparatur mehr kosten, als die Summe sämmtlicher Miethzinsen einbringen würde. „Wer recht bedient seyn will, (pflegte sie zu sagen,) der bediene sich selbst:“ und so hielt sie schon seit unerdenklichen Jahren keine Magd mehr; auch würde sie wohl schwerlich eine bekommen haben: denn ihre Mäuse selbst waren aus Mangel der Nahrung emigrirt. Bloß einen großen schwarzen häßlichen Pudel behielt sie bei sich, zu Schutz und Trutz wider Gauner und Diebe: auch vertrat er des Nachts die Stelle eines ihr sehr brauchbaren animalischen Bettwärmers.

Einen Schatzwächter dieser Art bedurfte sie denn auch höchst nothwendig. Sie stand überall im Ruf ungeheuern Reichthums, und, was das beste dabei war, dieser Ruf verzinßte sich ihr so gut, als ein außenstehendes Capital, Erbschleicher versorgten sie mit den fettesten Leckerbissen, und alle geldsüchtige Hungerleider der Stadt zogen vor der beinernen Lumpenpuppe den Hut ab. „Es ist immer eine gute wirthliche Frau!“ sagten die Inwohner aus diesen beiden Classen. — „Aber, (sagten die übrigen Classen allesamm

sammt:) das Weib hat den Teufel in Gestalt eines schwarzen Pudels bei sich, und besitzt von eigner Hand ihres Freiers, des Satans, einen Heckthaler, den er ihr schon vor funfzig Jahren, am Walperabende zum Mahlschatze gab." — Im Durchschnitt war dieß die Meinung von wenigstens vier Fünftheilen der Stadtbewohner: sie unterschieden sich bloß darin, daß die meisten es fest glaubten, und frei sagten; einige sagten es nicht, glaubten es aber doch: etliche wenige nur hielten den Pudel zwar für keinen Höllenhund, allein der Heckthaler däuchte ihnen dennoch die ausgemachteste Wahrheit. Bloß das letzte Fünftheil (vielleicht gar nur ein Sechstheil oder Zehntheil,) Köpfe, die schon anfingen, freier zu denken, als eben nothwendig war, auch sich unterstanden, des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr sonder alle Furcht über den Kirchhof zu gehen, (der zu besserem Ehrengedächtniß der wohlselig verwesenden Mitbürger, mitten in der Stadt angelegt war,) diese glaubten weder an den Heckthaler noch an den Pudel, sondern bloß an den schmuzigen Geiz der häßlichen alten Frau.

Die

Die Gegenhänge dieses Originals, (man vergebe mir den Uibersetzungs-Versuch des so gängen und gäben Kunstwortes Pendant!) war der von Jugend auf der edlen Knickerei beflissene Herr Vielliеb Amperosius Beutelmann, wie er sich in allen seinen Quittungen und Mahnbriefen benamsete. Nicht minder fleischlos und hager als sein Gegenbild, zog er seine Stirnhaut bis dicht an die sparsambehaarte Perücke hinauf, wodurch denn die gelbgrünen kleinen Augen rund und klotzend hervortraten, und, nebst der schmalen gekrümmten Nase, seiner Gesichtsbildung die völlige Physiognomie eines Habichts gaben: dabei war sein wohlbewaffneter Mund immer aufgesperrt, als ob er so eben etwas wegzuschnappen im Begriff stünde. Schon als Kind liebte er etliche harte Thaler, die man ihm zum Spielwerke gab, weil er die andern Puppen nicht ausstehn konnte, mit Leidenschaft: als Knabe spielte er Kaufmanns und Geldwechslers am liebsten; schon im siebenten Jahre rechnete er sein Zinß-Exempelchen frisch weg, ungeachtet es mit dem Lesen und Schreiben gar nicht recht bei ihm fortwollte; und im zehnten hatte er schon durch

eine

eine kniffigt ausgedachte Lotterie, das Taschengeld fast aller seiner Kameraden in seine Sparbüchse gelockt. Was er auf diese Weise nicht habhaft werden konnte, das borgte er ihnen unter Versprechung ansehnlicher Procentchen ab, zahlte jedoch am Ende weder Capital noch Zinsen zurück, und erklärte sich zuletzt, als die kleinen Gläubiger auf Befriedigung drangen, förmlich für bankerutt. Dieß schreckliche Falliment ward vor dem Richterstuhle seines Vaters anhängig gemacht, eines wohlbeleibten Bierbrauers, der diesem einzigen Sprößlinge seiner Ehe den Spas mit Halbtodtlachen der schönen Invention wegen vergab, und, was freilich ganz wider gerichtliche Form lief, sämmtliche Creditores wegen Stamm und Zins, ungesäumt und vollständig befriedigte. — So wuchs die Wurzel alles Uebels mit dem Kinde, dem Knaben und dem Jünglinge fort. Er sollte studieren; so gebot der Vater: war auch schon ein tüchtiger und mündiger Bengel auf dem vaterländischen Lyceum geworden; aber noch immer so unwissend in allen Fächern der jugendlichen Kenntnisse, daß ihn seine Lehrer schlechterdings nicht für universitätsfähig erklären konnten. Dagegen

hatte

hatte er schon ein hübsches Taxitälchen zusammen gespart, lieh auf Pfänder, und wucherte mit Zinsen: als sein Vater plötzlich im Bierkeller verschied, und ihn zum alleinigen Erben eines nicht unbeträchtlichen Vermögens hinterließ.

Sogleich verabschiedete der junge Herr Beutelmann das sämmtliche Chor der Musen, verkaufte seine Braunahrung um ziemlich hohen Preiß, zog zur Miethe, und überließ sich nun ganz seinem Naturtriebe zu wechseln, zu sparen, zu sammeln und zu geizen. Seit diesem Zeitraume bis über sein dreißigstes Jahr hinaus, litt er ein paar Male von Anfechtungen der leidigen Liebe: allein er überwand bis dahin jede dergleichen Anfechtung tapfer und glücklich, durch Verbindung einer strengen Diät, mit einer umständlichen Berechnung, wie viel ihm Weib und Kind wohl alljährlich kosten könnten. Besserer Ordnung und mehrerer Uiberzeugung halber that er von diesen Ersparnissen den täglichen Antheil baar in einen absonderlichen Geldsack, den er den Sack der Liebe benannte; und Teufel-Amor segnete den ihm geweihten Sekel so wunderbar, daß der Besitzer dadurch wegen

aller Freuden des heiligen Ehestandes hinlänglich entschädigt ward. Er malte sich gleichsam seinen Braten an die Wand, und — glaubte sich satt. So hielt er lange geduldig aus, bis endlich eine schon ziemlich bejahrte Jungfrau, (ihres Alters nah an die Vierzig,) die wider Vermuthen ein Paar hundert Thaler geerbt, und ihm die alten Species aus dieser Verlassenschaft ohne Agio verwechselt hatte, bei der Gelegenheit sein Herz gewann. Die edle Rechenkunst vertrat bei ihm stets die Stelle der Logik: er berechnete flugs, daß die Zinsen ihres Eingebrachten sie nothdürftig ernähren würden; Kleider und Betten hatte sie ja; der gefürchtete Artikel des Ehesegens fiel in Betracht ihrer Jahre, als höchst unwahrscheinlich, hinweg. So ward er denn um das alte Mädchen, der Hymen Tag und Nacht ins Ohr flüsterte, was du thun willst, das thue bald; ward erhört, und fing bald hernach getrost seinen Ehestand mit ihr an. Teufel Amor vertrat nun seinen bisherigen Substitutenposten Geldsack, in Person.

Aber ach! kaum verging Jahr und Tag, als die Natur Adam Riesen einen unvermutheten Strich

durch

durch die Rechnung machte, und ihn mit einem gesunden wohlgestalteten Töchterlein beschenkte. Die Mutter überlebte zwar ihr Wochenbette nicht: allein das half Herr Beutelmannen nur wenig; denn das Kind bedurfte doch Nahrung, Wartung und Pflege; die gezogene Rechnung bis in des kleinen Philippine vierzehntes oder funfzehntes Jahr, (wo sie, seiner Voraussetzung nach, sich ihr Brod selbst verdienen, das heißt, heirathen müßte,) ergab ein Facit, worüber ihm die Haare zu Berge standen. Sein einziger Trost war, daß er doch wohl endlich einen reichen Schwiegersohn ausfindig machen würde, an welchem er sich seiner Auslagen halber, bestmöglichst zu erholen beschloß.

Mutter Natur, die der kleinen Philippine zur Existenz geholfen hatte, that auch nun das beste bei ihrer Erziehung. Körperlicher Reiz und fähiger Geist bildeten sich, trotz aller väterlichen Verwahrlosung, sehr vortheilhaft aus. Sie verfertigte, (was dem ökonomischen Vater sehr wohl behagte,) allerlei weibliche Arbeit zu Kauf; gab dem geldhungrigen Papa mit der kindlichsten Gutmüthigkeit einen Theil ihres

Gewinnstes ab, und verbesserte mit dem übrigen ihren Anzug und Putz dergestalt, daß sie sich mit Anstand in Gesellschaft, bei Hochzeiten und Bällen sehen lassen konnte: denn sie war eine leidenschaftliche Freundin von Musik und Tanz. Der väterliche Rechnungsgeist hatte dagegen um so weniger etwas einzuwenden, da nach altem Herkommen der Stadt, die Damen überall freigehalten wurden, und er dadurch in seiner eignen Wirthschaft manches Mittag- und Abendbrod ersparen konnte. Schon erregte Mamsell Beutelmanninn in der jungen männlichen heirathsfähigen Welt große Sensation: allein, theils rechneten die wohlhabendsten Bewohner dieser besagten Welt so gut als Herr Beutelmann; theils waren auch ihre Vermögensumstände nicht so beschaffen, daß sie sich zu der Tochter eines so reichen Knickers die mindeste Hoffnung machen durften: Philippine hingegen suchte bloß die Hochachtung Aller zu erlangen, fand sie bald, und legte es auf nichts weniger an, als die gesellschaftliche Freude zur Trödelfrau ihres Herzens zu machen. Man fing schon an, sie für eine kleine angehende Sprödе zu halten. Sie erfuhrs, und hätte sich fast in dieser Rolle gefallen: aber ihr Stündlein kam!

Ein

Ein junger Advocat in ihrer Vaterstadt, Namens Minnhold, von eben so feiner Lebensart, als angenehmer Gestalt, ein muntrer, witziger Gesellschafter und ein unermüdlicher Tänzer, dem es auch in Ansehung seiner Handthierung weder an Geschicklichkeit, Ehrlichkeit noch Glück, leider aber desto mehr an ererbtem oder erworbenem Vermögen fehlte, sah Philippinen zu stark in die schwarzen von sanftem Feuer belebten Augen, und trug, eh' er sich's vermuthete, den unauslöschlichen Funken der Liebe tief in seinem juristischen Herzen. Philippinen ging es nicht besser. Auch sie fand den herrlichen jungen Mann so liebenswürdig, daß sich ihr Herz Tag und Nacht mit ihm beschäftigte, und die Menge keuscher verschämter Wünsche sie zu beunruhigen anfing. Sie hatten beide nicht nur Scharfblick genug, ihre gegenseitige Neigung zu bemerken, sondern das Glück oder Unglück führete auch auf einem Balle die Gelegenheit herbei, daß der rechtsgelahrte Vestris sein unzweideutiges Liebesgeständniß einbrachte, die Dame hingegen durch ein zärtliches Gegenbekenntniß den verliebten Krieg Rechtens in aller Form befestigte. Seligkeit tauchte von nun an beide Parthien

in das volle Meer ihrer Wonne; Liebesgötter und Hoffnungen umtangten sie mit Jubel und Wünschen: aber kaum war der Ball zu Ende, kaum befand sich Minnhold und Philippine wieder in ihren einsamen Schlafzimmern, so schwand auch die Feenwelt der Liebe; statt der Amoretten umflatterten sie nun schwarze Dämonen der Sorge, und das Heer träumender oder schlafloser Zweifel drängte sich sehr ungestüm zu ihnen. Gleichwohl stellten sich Hoffnungen und Liebesgötter auf dem nächstveranstalteten Balle wieder ein. Das zärtliche Paar fand abermalige Gelegenheit, sich nicht nur feste Treue zu schwören, sondern auch ihr Interimistikum dahin zu nehmen, daß Minnhold fürs erste nur so vor der Hand durch einen vertrauten Freund, bei Herrn Viellieb Amperosius Beutelmann um seine Tochter anfragen lassen sollte. Es muß gehn! flüsterte ihnen die Liebe zu: die Hoffnung flüsterte noch reizender: Es wird! Denn Minnhold verdient sich doch schon so viel, daß er eine vernünftige Frau nothdürftig ernähren kann. — Die guten Kinder! Hätten sie sich bloß an die uneigennützige Liebe gehalten, so würden sie

die

die Möglichkeit eines zärtlichen geheimen Umganges noch geraume Zeit ungestört haben genießen können! Aber kaum mischte sich die nimmersatte Hoffnung ins Spiel, kaum war der Antrag, nur wie von ungefähr, durch die dritte Hand an den barschen Vater gebracht; als er, ohne vorher gezogenen Calcul, die vorgeschlagene Parthie rund abschlug, den Advocaten einen unverschämten Bettelmann schalt, und seiner Tochter nie wieder die Erlaubniß, auf Ball oder Hochzeit zu gehen, ertheilte. Vom Jammer, den das in beiden guten Seelen anrichtete, laßt mich schweigen! Philippine verschnitt in der Zerstreuung zwei bestellte Modehauben, und Minnhold verpudelte in seiner Verlegenheit ein Paar kinderleichte Processe höchst schälerhaft. Ihr einziger Trost blieb nun noch der letzte Nothanker, ein dürftiger verstohlner Briefwechsel, den sie durch Vermittlung einer alten Magd, die ehmals Philippinens Amme gewesen war, ins Geheim fortsetzten.

Um diese Zeit hatte der glänzende, funkelnde, donnernde und blitzende siebenjährige Krieg, ungefähr die Hälfte seiner Dauer erreicht, als in der Vaterstadt der beiden Liebenden ein ganzes Regiment feindlicher

Truppen

Truppen einmarschirte, um dort sein Winterquartier zu halten. Die Stadt war klein, das Regiment groß, und folglich die Bequartierung ziemlich überhäuft. Kein Haus konnte damit verschont werden. Selbst Dame Filzin bekam einen Unteroffizier mit zwei Gemeinen und einem Trommelschläger, die, da sie die Zimmer in den obern Stockwerken nicht mehr wohnbar fanden, die Hauseignerin und ihren höllischen Pudel ohne Gnade und Scheu aus ihrem zu ebener Erde gelegenen Wohnstübchen und Schlafkämmerlein ausquartierten, und sie zum Rückzuge in das erste Stockwerk nöthigten. Das Schrecken über diese unbändigen Kriegsknechte, Kummer und Sorge wegen dessen, was sie als Wirthin, ihnen an Holz, Salz, Licht, Stroh und Sonntagsmahlzeit liefern mußte, die Angst um ihren geliebten Geldkasten in der Nähe solcher furchtbarer Hausgenossen, nebst Wind und Wetter, die durch die klaffenden Wände, übelverwahrten Thüren und zerbrochenen Fenster ihrer neuen Wohnung unbarmherzig hereinstürmten, brachten endlich die gnbolsamirte Mumie im Ernst aufs Krankenlager. Da ihr der Doctor mit seinen Arzneien, die

so

so übel schmeckten, viel zu theuer vorkam, so dankte sie ihn gleich in der ersten Woche wieder ab, aß sich noch herzlich an allem dem satt, was ihr die Vorsicht (der Erbschleicher nehmlich,) zur Stärkung bescheerte, und verschied endlich in der Nacht, nach einem glücklich überwältigten Geschenk an Schweinfleisch und Klößern, sämtlichelich, daß sich die Lohnwäscherin, die ihr vorbesagte guten Freunde auf eigne Kosten hielten, noch nicht ein paar Sohlen auf ihre alte Schuhe verdient hatte. Da sie zwar immerfort vom Testamentmachen sprach, und doch nimmermehr sich dazu entschließen konnte; so bemächtigten sich ein paar weitläuftige lachende und schon aufpassende Vettern ihres ansehnlichen Nachlasses ungestört, schickten den alten treuen Pudel zum Scharfrichter, theilten sich bereits friedlich und schiedlich, und boten das übriggebliebene Eulennest von Hause, aus welchem noch am Tage vor der Besitzerin Ableben, die Einquartierung wegen eingefallenen Kachelofens wieder ausmarschiren mußte, überall zum Verkauf aus.

Da erhub sich nun hin und her in allen Stadtvierteln, ein Klagen und Lamentiren — zum Krankla-

chen:

lachen: denn nicht um den seligen Hintritt der guten alten wirthlichen Frau Filzin (wie sie bei Lebezeiten hieß,) ertönten diese Klagen, sondern darüber, daß die garstige böse alte schädliche Hexe, nach Art aller Blocksbergfahrerinnen, ohne Testament, mit Gestank und Undank verschieden sei! Etliche wollten wissen, daß ihr der pudelartige Satan mit eigenen Pfoten den Hals umgedreht habe. In ein paar Wochen war sie vergessen, und kein Mensch sprach weiter von ihr und ihrem Höllenhunde.

Bloß und allein Herr Vielliebe Amperosius Beutelmann hielt sie in gutem ehrenvollen Gedächtnisse, und gab ihr öffentlich das Zeugniß einer Haupt- und Kern-Wirthin des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Er dividirte flugs die Summe ihres durch allgemeinen Ruf angegebenen Nachlasses mit der Zahl ihrer Jahre, und fand zu seinem Erstaunen, daß sie jährlich zum wenigsten tausend Reichsthaler erspart, und zurück gelegt haben müsse. Dieß schien ihm ohne Mitwirkung übernatürlicher Kräfte und Mächte die ausgemachteste Unmöglichkeit zu seyn: „denn, sagte er, beim heiligen Amperosius! ich weiß doch auch was

zu-

zurücklegen und sparen heißt: aber, auch die unnütze Fresserin Philippine weggerechnet, hab ichs dennoch Zeit meines Lebens niemals in einem Jahre so hoch bringen können!" — Er ließ den Pudel zwar auf sich beruhn: allein der Heckthaler däuchte ihm um so viel unläugbarer. Diese Gedanken beschäftigten ihn Tag und Nacht; er bekam erstlich geheime Wünsche, dann die lebhafteste Sehnsucht nach der herrlichen Medaille, und beschloß endlich, sich an die Erben der wohlseligen Frau Filzin zu wenden, um ihnen diesen segenbringenden Schatzgeber abzuschwatzen, abzuwechseln, oder abzukaufen. Er fand ihre Bekanntschaft um so leichter, da sie das ererbte alte Geld bei ihm umsetzten, und rückte gar bald mit der Nachfrage nach dem berüchtigten Heckthaler hervor. „Nicht etwa," sagte er, „als ob ich selber davon Gebrauch machen wollte! Ich weiß wohl, daß es damit nur Affanzerei ist. Nein! — bei meiner armen Seele, — bloß der Curiosität halber: denn es wäre doch immer ein rares Stück in ein Münzcabinetchen, dergleichen ich seit etlichen Jahren schon zu sammeln angefangen habe."

Die

Die beiden Erben, ein paar lustige Passagiere, lachten dem Herrn Philipp ins Gesicht. Sie versicherten ihm; bei fortgesetzter Zudringlichkeit, daß sie in dem ganzen Geldkasten der seligen Frau Filzin nicht ein einziges Stück, das einem Heckthaler ähnlich sähe, gefunden hätten; äußerten aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Vermuthung, daß die gute Frau diese Rarität wohl irgendwo im Hause, unter dem Dache oder im Keller, versteckt haben könnte; mit beigefügtem Argwohne, daß sie wohl noch ein beträchtliches an Geschmeide, hier oder da vergraben haben möchte. Bei diesen Umständen blieb nun kein andrer Ausweg übrig, als daß sich endlich Herr Wiellieb zum Käufer der alten baufälligen Hütte anerbot, auch selbige, da sich weiter kein Mensch dazu meldete, für ein mäßiges Kaufgeld in schönen funkelnd neuen Ephraimiten zu eigen erhielt.

Nun war also, Triumph! nicht nur das hinfällige Gebäude, sondern auch zugleich der darin noch ganz gewiß verborgene Heckthaler sein. In Eil ließ er die obere Stube, so viel möglich, wieder in wohnbaren Stand setzen, übergab sein Miethlogis auf ein

acht

acht Tage lang seiner Tochter zur Aufsicht, und zog ganz allein, mit Hacke, Spaten, und wenigen andern Bedürfnissen versehn, in das neu erkaufte Haus, um da ganz ungestört seine Nachforschung nach dem magischen Thaler halten zu können. Mit der größten Aufmerksamkeit durchsuchte er alle Dachsparren und Winkel des Oberbodens: umsonst! Er stieg von Stockwerk zu Stockwerk herab, durchspürte Kammern und Stuben: vergeblich! Endlich begab er sich in den Keller, grub und forschte: nirgends eine Spur von dem gewünschten Heckthaler! Schon war er voll Verzweiflung im Begriff, des nächsten Tages wieder auszuziehn, und sich in seine alte Wohnung zu begeben; als — siehe da! — in der Nacht, eben als die benachbarte Thurmglocke zwölf Uhr gebrummt hatte, sich auf dem langen Gange vor seinem Schlafzimmer, ein Kettengerassel, ein Stampfen wie mit Pferdefüßen, ein Gewinsel und Heulen erhob, daß dem schlaflosen Beutelmann, ungeachtet seiner festverschlossenen und zur Vorsicht noch mit einem Vorlegeschloß verwahrten Stubenthüre, Schauder und Entsetzen ankam. Er kreuzigte und segnete sich einmal über das andere, rief

den

den heiligen Amperosius andächtiglich um Schutz an, hatte jedoch weder Lämpchen noch Nachtlicht, auch, wenn ers schon gehabt hätte, dennoch nicht Herz genug, um die Thüre zu öffnen, und sich von den höllischen Urhebern dieses Tobens näher zu unterrichten. O wie sehnlich wünschte er sich itzt die vorige martialische Einquartierung zurück, die dem Argen schon den Daumen aufs Auge gesetzt, und den Teufel durch Beelzebub im Zaume gehalten haben würde! — Glock ein Uhr hörte der Unfug mit einmal auf. Beutelmann vernahm weiter keinen Laut, und entschlief endlich hart und fest bis an den hellen lichten Morgen.

Geflohn wäre er gewiß sogleich aus diesem unseligen Hause, wenn er nicht bei genauerer Ueberlegung, nach allen Grundsätzen der damals noch in höchsten Flor stehenden Wissenschaft der Teufeleien, hätte schliessen müssen, daß dieser Lärm von Geistern herrühre, die höchst wahrscheinlich das vergrabene Geschmeide, oder wohl gar den verborgenen Heckthaler bewachten. Dieß hielt ihn fest, und gab ihm wieder ein wenig Muth: er konnte sich der Hoffnung, nun bald zu einem oder dem andern zu gelangen, schlechterdings

nicht

nicht mit einem Mal und sogleich entreißen: er beschloß also, die nächste Nacht in aller Heiligen Namen da zu bleiben, um fürs erste die Absicht oder Laune des Hauskobolds ein wenig genauer abzulauschen, eh er sich mit ihm in nähern Handel und Wandel einließe. Schon mit hereinbrechender Dämmerung zündete er zwei Ueberbleibsel von geweihten Wachskerzen an, die einer der Chorknaben dem Küster gestohlen, und an den wirthschaftlichen Beutelmann für ein paar Dreier zu Naschwerk verkauft hatte; bewaffnete sich mit einem tüchtigen Abendsegen, setzte ein großes Glas Lebenswasser darauf, und erwartete nun in seiner Lagerstatt zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen abwechselnden Anfällen von Muth und Angst, den mitternächtlichen Seigerschlag.

Punct zwölf Uhr erhob sich der Lärm auf dem langen Gange vor seinem Schlafzimmer abermals, mit Kettenschleppen, Geheul und Gewinsel; verlor sich jedoch bald in ein sanftes Hin- und Herteippeln, wobei der lauersame Geisterspäher sehr deutlich hörte, daß der Kobold einen harten Thaler längs des Ganges hin rollerte, in einem fort neben her lief, und sein

Spiel-

Spielwerk wieder aufhaschte. Konnte das wohl ein anderer seyn, als der gewünschte Heckthaler? Schon dreimal hatte Beutelmann das eine Bein aus dem Bette gebracht, um, mit einer geweihten Kerze bewahrt, sich hinaus auf den Gang zu verfügen; allein, noch war sein Muth nicht reif genug; schreckliche Zweifel ergriffen ihn, ob das Hin- und Herkollern des Thalers ein freundschaftlicher Wink des Geistes, oder ein satanischer Fallstrick sei, um ihn aus seinem Schlupfwinkel heraus zu locken, und dann mit aller Bequemlichkeit den Hals zu brechen. Mitten in dieser Unentschlossenheit schlug es ein Uhr, und der Geist entfernte sich plötzlich.

Mit anbrechendem Tage ward auch Beutelmanns Muth immer heldenartiger. Er beschloß, noch die dritte Nacht hier zu bleiben, und wo möglich mit dem Geiste in nähere Verhandlung zu treten. Die Mitternacht kam herbei. Der Geist ließ sich wieder wie zuvor auf dem Gange hören; nur kollerte er seinen Thaler nicht mehr herum, sondern warf ihn mehrmals an die Thüre des Schlafzimmers, wobei der schon gefaßtere Beutelmann ein tiefes Seufzen zu hören glaubte.

Dieser

Dieser Wink war unverkennbar: der Geist wünschte sicherlich nichts bessers, als seinen Heckthaler los zu werden.

Jetzt ermannte sich unser Held auf einmal, ergriff rasch das eine geheiligte Wachslichtstümpfchen, öffnete die Thüre, und trat stotternd mit dem Bannspruche alle guten Geister ꝛc. hinaus. Siehe, da stand gegenüber, an der schwarz berußten Mauer, die leibhaftige selige Frau Filzin! Es war ihr dreieckigtes Gesicht, ihre Geier-Nase, ihr Spitzkinn, ihre Schlafhaube, sammt dem weissen Leilach, womit man sie in den Sarg gelegt hatte. Der Vollmond warf durch ein Seitenfenster seinen Schimmer fürchterlich auf ihre blasse Gestalt. Beutelmannen rieselte das Schrecken wie kaltes Wasser über den ganzen Leib: aber der erste Schritt war gethan; das Entsetzen verlor sich nach und nach; besonders, da er den Heckthaler gar deutlich in der Hand des Geistes blinken sah.

„Sag an, (fuhr er noch stotternd fort) was beunruhiget dich, Geist der seligen Frau Filzin?“

„Dieß!“ (erklang die hohle Stimme des Gespenstes, indem es ihm den Heckthaler vorhielt.)

Das ist ja wohl dein Heckthaler. Willst du ihn etwa gern los seyn?

„Ich will!“

Gut! so gieb ihn mir, und lege ihn nur etwa hieher auf den Fenstersims.

(Der Kobold schüttelte den Kopf.)

Ich verstehe dich. Freilich kann ichs nicht umsonst verlangen. Fodre: was willst du dafür haben? Willst du ein paar Dutzend Seelmessen für deine Beruhigung?

(Der Geist schüttelte heftiger.)

Es ist wahr, das kostet Geld: aber, weißt du was? Ich selber will alle Morgen und Abende so kurzweilig für dich beten, daß — — —

(Der Geist schüttelte gewaltig, und stampfte mit dem Fuße.)

Nun so sage doch nur, was du eigentlich verlangst?

„Deinen Geldsäcken, mit den künstlichen drei Schlössern, die Niemand aufmachen kann, als du und — ich.“

Ja, was den anbelangt, — seliger Geist, — laß dir sagen, — der ist ein Erbstück bei meiner Familie,

und

und ich habe geschworen ihn niemals zu verlassen. Gern, gern, sehr gern stünde er dir zu Befehl. Fodre lieber was anders, fodre was du willst!

„So gieb mir deine Seele.“

(Beutelmann taumelte vor Entsetzen zurück.) O hebe dich weg von mir — Filzin! Meine Seele? Nein! Nimmermehr! Nicht für tausend Thaler!

„Wie du willst: (seufzte der Geist, und wandte sich schon hinweg;) aber du wirst bereuen!“

Kaum war die Gestalt zwei Schritte an der Mauer fortgeschlichen, da rief ihr der beängstigte Wicht schon nach: O so warte doch! Könnten wir denn nicht des Handels auf andere Art einig werden?

„Mache fort! erwiederte das Gespenst: bald ist es ein Uhr. Ich wittre Morgenluft. Ich habe nur noch einen einzigen Vorschlag für dich.“

Schön! Den erwarte ich ja nur!

„So gieb mir deine Tochter zu eigen.“

Gott! Meine Tochter? — Zu was in aller Welt?

„Mitzunehmen!“

Aber — wohin denn?

„Hinunter, hinunter!

O du bist grausam! Ich bin doch zu allem sonst erbötig, würde gewiß nach meinen Umständen, bei ihrigen klemmen und schweren Zeitläuften, alles thun, was mir nur möglich wäre: allein — meine Tochter? — Ein Vater sein Kind? — Es geht nicht! Du bist zu hart!

„Thor! (brüllte nun der Geist fürchterlich:) Schändlicher abscheulicher Geizhals! Wär ich so hart wie du, meinen Heckthaler solltest du wohl in Ewigkeit nicht kriegen: aber, daß du siehst, ich sei billiger als du; so höre nun meinen letzten Vorschlag! Kennst du Minnholden?"

Den Advocaten? Wohl kenne ich ihn.

„Gieb ihm deine Tochter!"

Hm! — erstlich einem Geiste; nun gar einem Advocaten!

„Ist ziemlich all eins! Gieb sie ihm, gieb!"

Ja nun! — Alles ganz gut! — aber von was will er denn eine Frau ernähren?

„Von Practiken zum Frühstück, von Kniffen zu Mittage, von Liquidationen zum Abendbrode."

Er

Er soll aber, wie ich höre, zu so etwas ein erzdummer Teufel von ehrlicher Haut seyn.

„Wirds schon lernen, wenn er essen will!“

Wahr ists, — ich brächte das Mädel mit guter Art unter die Haube: aber — mitgeben kann ich ihr wenig! Nichts! Gar nichts!

„Hat er schon was von dir verlangt?“

Wenn das ist, — gut; so gieb deinen Heckthaler nur her! Minnhold soll Philippinen haben. Also, ein Wort, ein Mann: nur her mit dem Heckthaler!

„Geduld! Ihr klugen Menschen sagt ja schon Zug für Zug, das sagen wir Geister auch. Geh verlobe morgen Minnhold mit Philippinen; in nächster Nacht gebe ich dir den Heckthaler, und scheide dann auf ewig hinweg zur Ruhe.“

Wohl gut! — aber — wer steht mir dafür —

„Daß ich Wort halte? Lump! Sterblicher, abscheulicher Wicht! Glaubst du, daß ein honetter Geist nicht besser auf Ehre halten wird? Was hält mich ab, daß ich dir ein wenig den Hals umdrehe?“ — (das Gespenst näherte sich ihm einen furchtbaren Schritt.)

Schon

Schon gut! Schon Recht! Ich sagte nur so: — weiß selber nicht warum. Morgen ist Minnhold Philippinens Bräutigam; darauf verlaß dich! Aber — der Hochthaler?

„Ist dann morgen dein!"

Itzt schlug es ein Uhr. Gleich einer Furie stürzte der Geist auf den Träger der geweihten Wachskerze, blies sie aus, und verschwand.

Geutelmann war vor Schrecken halb todt, kroch in seine Schlafstube, verschloß und verriegelte sich fest. Furcht und Hoffnung ließen ihn kein Auge zuthun. Mit anbrechendem Tage begab er sich nach seiner alten Wohnung zurück, und stürmte Tochter und Magd wach. „Lustig, ihr Kinder! (sagte er traurig.) Macht euch bereit; denn daß ihrs nur wißt, heut ist Philippinens Verlobung." Das liebe Mädchen erschrak, daß sie ganz blaß wurde. — „Ich! Mit wem denn in aller Welt so geschwind, Herr Vater?" — „Mit wem sonst, als mit — dem Leerbeutel Minnhold! Ich habe mich anders besonnen. Besser Rath kömmt über Nacht. Es mag drum seyn, — da es nicht anders seyn kann! Also nur hurtig, laßt den

Advo-

Advocaten herkommen, daß ich den albernen Streich los werde!" — Philippinchen erschrak abermals, daß sie — wie eine Rose im ganzen Gesicht ward: und mögen nun unsere Leser aus diesen Bemerkungen abnehmen, es gebe zweierlei weibliche Schrecken, ein weißes und ein rothes.

Auf den Flügeln der Liebe kam Minnhold ungesäumt herbei. Er mußte so feierlich, wie die Pathen den Teufel sammt allen seinen Werken und allem seinem Wesen, also auch jedem Anspruche auf Muttertheil, Mitgift, Versorgungs-Beitrag, und Zuschuß entsagen: und als er sich sogar freiwillig erklärte, er würde zu Ersparung der Kosten nicht einmal die Ausrichtung einer Hochzeit verlangen; so erstaunte Beutelmann über dessen verständiges wirthliches Wesen, hieß ihn seinen lieben Schwiegersohn, nahm den unterschriebenen und besiegelten Aussagungsbrief in Verwahrung, übergab Minnholden Philippinens Hand mit väterlichem Segen, überließ nun das Paar allen Liebesgöttern, und eilte so zufrieden hinweg in sein neuerkauftes Heckthalernest, als ob er ein paar Procentchen bei einem Wechselgeschäfte weggeschnappt hätte.

Dieß-

Dießmal erwartete der Geisterseher den sonst gefürchteten mitternächtlichen Seigerschlag schon mit größerem Muthe, ja sogar mit wahrer Sehnsucht. Er weidete sich schon im Voraus an allen Ducaten und Silbermünzen, die der edle Hecktbaler nun tagtäglich ausbrüten würde. Die gewünschte Stunde schlug endlich, und Beutelmann zündete hurtig den letzten Rest seiner geweihten Kerzen an. Jeden Augenblick versah er sich nun der Ankunft des Geistes mit dem Kettengerassel. Es blieb alles so still, daß er die Würmer in dem alten Holzwerke hören konnte. Es schlug ein Viertel auf ein Uhr; immer noch kein Geist! Es schlug halb, und noch ließ sich keine Maus auf dem langen Gange spüren. Der Argwöhnische fing schon an, in seinem Herzen den Kobold als einen Lügner und Betrüger zu verwünschen; schon war er im Begriff die ungenutzt brennenden Wachsstümpfchen wieder auszulöschen: als es ganz sanft an seiner Thüre klopfte. Es war der Geist! Nun schon beherzter bei dergleichen mitternächtlichen Besuchen, ergriff er wieder die eine seiner Kerzen, und begab sich hinaus auf den Gang. Ganz in dem vorigen Costum stand die

selige

selige Frau Klipp noch vor der Thüre: nur hatte sie diesmal einen Reisehut auf dem Kopfe, Handschuh an den Händen, und ihr langes schleppendes Leichengewand war aufgeschürzt.

„Geschwinder, (flüsterte sie,) ich weiß du hast Wort gehalten; ich darf nun zu meiner Ruhe eingehn und danke dir dafür. Du siehst, ich bin schon völlig reisefertig. Von nun an ist das Kostbarste dein, was ich auf diesem Markt heiß. Hier ist der Heckthaler. Nimm, und habe wohl!“

Rasch griff unser Bentelmann zu, und der Geist drückte ihm einen glühend heißen Thaler so schnell in die Hand, daß den Empfänger laut zu brüllen anfing, das höllische Handgeld fallen ließ, vor Angst und Schmerz nach Hexchen und Katze wegwarf. Der Geist verschwand plötzlich. Bentelmann aber zog sich mit Mäusen in sein Schlafzimmer zurück, verriegelte die Thüre, brach ein Bett, konnte jedoch vor Schmerz an der Hand diesen Augenblick schlafen. Er machte sehr traurige und mit unter abenteuerliche Betrachtungen über den Betrug und die Tücke der Bewohner der Unterwelt. Als es Tag wurde, schlich er vor die

Thüre,

Thüre, bloß um sich zu überzeugen, daß Geist und Heckthaler verschwunden seyn würde: aber, — o Wunder und Wonne! — zwei Schritte davon lag ein altes verwischtes Vier-Orts-Stück, mit etlichen darauf gegrabenen magischen Figuren, das nun freilich kein anderes, als der so sehnlich gewünschte, so schwer erkämpfte Heckthaler seyn konnte. Gleichwol, traut den Geistern der Henker! Der Gebrannte fürchtete sich des Feuers. Er spukte auf den daliegenden Schatz; und ob derselbe gleich nicht zischte, noch sonst eine Spur von glühender Eigenschaft merken ließ, so goß doch Beutelmann noch zur Vorsicht sein Waschbecken darüber her, um vollends jeden höllischen Funken damit auszulöschen. Nun erst nahm er den Thaler auf, betrachtete ihn, befühlte und beroch ihn, küßte ihn, steckte ihn ein, zog ihn wieder hervor, und konnte sich an dem wunderthätigen Geldstücke nicht satt sehn. Gegen Mittag zog er mit seiner Beute fort, und überließ das alte Hüttennest den Eulen und Fledermäusen, auch der wohlseligen Frau Filzin, wenn sie ja wiederkommen sollte, zum freien Tummelplatze.

Die

Die verbrannte Hand war durch einen Umschlag von Lilienöl bald geheilt, und Herr Papa Beutelmann befand sich bei dem kleinen Hochzeitmale, das Minnhold nach vier Wochen zur Feier seiner Verbindung mit Philippinen gab, schon wieder so gesund und rüstig, daß er seine Faust beim Vorschneiden des gebratenen Truthahns gar tüchtig gebrauchen konnte. Er hatte damals schon das heiße Geschenk der seligen Frau Fitzin in seinen großen eisernen Geldkasten gethan; sah täglich nach, ob und wie viel der Thaler geheckt haben würde; vermochte jedoch mit Grunde der Wahrheit immer nicht ausfindig zu machen, daß der Wunderthäter den bereits daliegenden Vorrath nur um einen Schilling, geschweige denn um einen Ducaten vermehrt hätte. Darüber stieg denn manchee Zweifel an, ihm zu Kopfe zu steigen. Inzwischen, da er doch ganz unläugbar bemerkte, daß an jedem monatlichen Rechnungsabschluß sein Vermögen immer beträchtlicher anwuchs; so ging das nothwendiger Weise auf des Thalers Credit, und er kam wieder bei ihm zu vollen Ehren. Beutelmann glaubte nun bis an seinen Tod steif und fest an die magische Vermehrungskraft

kraft des Handgeldes der seligen Frau Filzin, und so war und blieb er im Besitz desselben vergnügt und glücklich. Noch glücklicher und vergnügter befand sich aber das neuvermählte Liebespaar. Der Advocat ließ es seiner lieben Frau weder an Frühstück, Mittagessen, noch Abendbrode fehlen; ungeachtet der hartherzige Schwiegervater genau Wort hielt, und ihn mit keinem rothen Heller unterstützte. Nach etlichen Jahren empfahl sich Herr Vielliebs Amperosius Beutelmann dieser Zeitlichkeit, und wurde zur seligen Frau Filzin versammelt: Minnhold und Philippine bekamen nun den schweren väterlichen Schatzkasten zu freiem Gebrauche. Der Heckthaler ward, als ein unansehnliches Stück, nebst einigen andern alten Schaumünzen, eingeschmolzen, und zu etlichen Kinderklappern verarbeitet: denn die Tochter seines letzten Besitzers heckte weit merklicher als der Thaler selbst, und brauchte dergleichen Hausrath für ihre Kinderstube mehr als dreifach.

„Also,

„Also, (fragt nun vermuthlich, wenn auch eben nicht ein tonfühnender Criticus, doch wenigstens mancher Leser und Leserin:) also wieder einmal eine Gespenstergeschichte, dergleichen wir nun bis zum Ekel satt haben? Wie darf der Verfasser glauben, uns noch immer mit dergleichen Alfanzereien zu täuschen? Haben wir denn etwan auf diesem Schleifwege der neuesthergebrachten Lectüre, vom Geisterseher herab, über den Genius weg, bis an die Peternmännlein und die Geisterseherin Seraphine von Hohenacker, nicht genug und übersatt?"

Das sind harte Beschuldigungen! Ich muß schon den Herren Collegen überlassen, wie sie das alles abzulehnen gedenken, und nun zusehn, wie ich mir aus der Patsche heraushelfe. Jeder für sich; Apoll für uns alle! — Kund und zu wissen sei also hiermit, daß ich zu allem dem Spectakel aus der Unterwelt eben so wenig Vorliebe als Glauben habe! Vorstehende Geschichtserzählung ist (offenherzig gestanden,) keine Gespenstergeschichte, und der Geist der seligen Frau Flain war eben so wenig ein Geist, als ich oder irgend einer meiner Leser. Es ging damit alles

alles sehr oberirdisch und natürlich zu. Unter der soldatischen Einquartierung nehmlich, befand sich ein junger Offizier, ein lustiger launigter Schwankmacher von Haus aus, und ein vertrauter Universitätsfreund des Advocaten Minnhold, mit dem er die ehmalige Bekanntschaft sehr herzlich erneuerte und fortsetzte. Minnhold hatte nichts geheimes vor ihm: der Lieutenant erfuhr gar bald dessen Mißgeschick in seinem Liebeshandel mit Philippinen. Der Kriegsmann ertheilte sehr eifrig sein Videtur und seinen guten Rath bei der Sache: als aber das alles bei dem unbiegsamen Beutelmann nicht verfangen wollte; so schritt er unverzüglich zur hülfreichen That. Er hatte von dem Heckthaler, so wie von Beutelmanns Sehnsucht darnach, gehört, und beschloß, diesen Umstand zu Gunsten seines Freundes zu benutzen. Da er nun sein Winterquartier in einem benachbarten Hause des Filzischen Eulennestes hielt, so konnte er gar leicht über eine niedrige hausfällige Plankenwand des Hofes, aus jenem in dieses hinüberkommen. Mittelst einer, bei einem Trödler, mit Zuziehung seines Freundes nach dem Originale der seligen Frau Filzin

aus-

ausgesuchten Larve, und der übrigen Garderobenpracht der Verstorbenen, nahm er ohne Hexerei deren völlige Gestalt an. In dieser Verkleidung bestand er das Abenteuer glücklich, und spielte die dem Liebespaar so günstige Farce mit dem erwünschlichen Exitus, wie wir oben gelesen haben. Sein getreuer Reutknecht half ihm den Prolog seines Auftritts, mit dem Gerassel der Ketten von des Lieutenants Packwagen, und mit den Pferdetritten seiner mit Eisen beschlagenen Stiefeln, stattlich ausführen. Philippine erfuhr von alledem niemals ein Wort: aber Minnhold dankte Zeitlebens im Namen der Liebe dem hülfreichen Zöglinge des Kriegsgottes.

Zum Schluß erlaube man mir noch, mich nach Art einer codicillaren Clausel mit der Erklärung zu verwahren, daß vorstehende Novelle, da sie von nun an nicht mehr als eine förmliche und zierliche Geistergeschichte gelten dürfte, dennoch als ein moralisch-erbaulicher Schwank, oder andre lehrreiche Erzählung Statt haben solle: dessen zu Urkund ich denn hiermit selber die Lehre herausgezogen haben will: „bei Leibe nicht viel auf Gespenster-Glauben zu halten, noch

viel

viel weniger aber an Gespenster-Geschichten (gedruckten oder ungedruckten) Geschmack zu finden; auch sich vor allen Wichtern und Kobolden der Unterwelt weit weniger zu fürchten und in Acht zu nehmen, als vor dem viel mächtigern Dämon des Geizes und der Mückerey im eignen Herzen."

Kretschmann.

VII. Frag-

VII.

Fragmente aus Dante's Himmelreich.

Erſter Geſang.

Dante iſt noch auf dem Gipfel des Berges, wo das irdiſche Paradies liegt. Alles, was ihm hier erſchienen oder mit ihm vorgegangen iſt, hat ihn zu ſeiner letzten Reiſe in das Reich der Seligen vorbereitet. Nachdem ihm die himmliſche Weisheit in der Perſon ſeiner geliebten Beatrix ſeine Fehler vorgehalten, und er ſie durch innigſte Reue abgebüßt, hat er ſich in den Bach Lethe getaucht, und darin die Erinnerung aller irdiſchen Mängel abgelegt. Hierauf erfriſcht ihn ein Trunk aus einer andern Quelle des Paradieſes, Eunoë, welche die Kraft beſitzt, das Andenken jeder verrichteten guten That wieder zu beleben.

Ich kehrte von den heil'gen Wellen wieder
Wie junge Pflanzen mit verjüngten Sprossen
Voll Jugendkraft die neugebornen Glieder,
Zum Sternenflug gerüstet und entschlossen.

Der auserwählte und günstige Augenblick, um sich in die Sphäre emporzuschwingen ist gekommen. Es ist die Zeit des Sonnenaufgangs in der Frühlingsnachtgleiche des Jahres tausend dreihundert.

1. Die Hoheit dessen, welcher für und für,
Was ist, bewegt, durchdringt das All der Dinge,
Und leuchtet stärker dort und schwächer hier.
Im Himmel, den sein vollstes Licht belebet,
War ich und sah, was mer von jener Höh'
Hernieder steigt, umsonst zu nennen strebet;
Weil unser Geist, wenn er hinan sich wagt,
Wo sein Verlangen wohnt, sich so versenket,
Daß sein Gedächtnis allen Dienst versagt.
Doch was mir von dem heil'gen Reich die Seele
In Schätzen aufbewahrt, das ist es nun,
Was ich zum Inhalt meines Liedes wähle.

O laß, Apoll! mein letztes Werk gedeihn!
Nimm meinen Busen dir zum Heiligthume,
Um für den theuren Lorbeer mich zu weihn!
Bis hieher war zu siegendem Gelingen
Ein Gipfel des Parnassus mir genug;
Nun aber muß ich beide Höhn erschwingen. *)
O Götterfülle! werd' in mir so rege,
Daß ich den Schatten jenes Wonnereichs,
Der mir ins Haupt gepreßt ist, zeichnen möge!
Dann wirst du, wo dein trauter Lorbeer greint,
Mich nahen sehn, mich mit dem Laub zu krönen,
Das mir der Stoff und deine Huld verdient.
So selten, Vater! pflückt zu Siegeszierden
Huld oder Dichter Kolnze dort für sich,
(O tiefe Schmach der menschlichen Begierden!)
Daß Delphi's frohen Gott erhöhte Lust
Belauben sollte, wenn der Baum der Nymphe
Noch Wünsche weckt in einen edlen Brust.
Zur starken Flamme wird des Funkens Glimmen.
Vielleicht erflehn nach mir in Cirrha's Hain

*) Hier ist eine völlig mißrathene Terzine ausgelassen, eine Freiheit, die ich mir sonst nirgends genommen.

Den Götterspruch der Weihung beyder Stimmen. —
Des Himmels Kerze geht den Erdgefilden
Aus vielen Puncten auf; allein von dort,
Wo aus vier Zirkeln sich drey Kreuze bilden,
Beginnt sie, mit dem schönsten Stern gepaart,
Den schönsten Lauf; und formt und prägt am reinsten
Den Erdenstoff nach eigner Kraft und Art.
Geschieden war der Abend nun vom Morgen
In dieser Bucht: hell war der Himmel hier,
Und jene Hemisphär' in Nacht verborgen.
Da sah ich Beatrix, gewandt zur Linken,
Ihr Auge fassen in der Sonne Licht;
Kein Adler mocht' es je so kühnlich trinken.
Und wie der erste Strahl den andern zeugt,
Der dann mit rascher Eil, gleich einem Pilger,
Der heim sich sehnt, zuletzt gen Himmel steigt:
So brachte ihr Thun, das meine Fantasie
Durch's Aug' empfing, mein gleiches Thun hervor;
Frei schaut' ich in den Sonnenball, wie sie.
Erlaubt ist vieles unsern Kräften dort,
Was hier sie übersteigt: so ganz geschaffen

Ist

Ist für's Gedeihn des Menschen jener Ort.
Mein Aug' ertrug nicht lange solch Gemühen;
Doch sah' ich, wie wenn siedend aus der Glut
Ein Eisen kömmt, ringsum die Funken sprühen.
Auf einmal war's, als käme Tag auf Tag,
Als hätte Der mit einer neuen Sonne
Das Firmament geschmückt, der's leicht vermag.
Und Beatrix sah, ganz in Schaun versenket,
Die ew'gen Sphären an: ich wandt' auf sie
Die Blicke hin, von drohen weg gelenket.
Deß fühlt' ich so das Regen inn'rer Kraft,
Wie Glaukus, da er von dem Kraut gekostet,
Das ihn erhob zum Loos der Götterschaft.
In Worte dieß Vergöttlichen zu fassen,
Ist mir versagt: das Beispiel gnüge dem,
Den einst die Gnad' es wird erfahren lassen.
Ob ich, entbunden aller ird'schen Last,
Ganz dein nun war, das weißt du, hohe Liebe!
Die du zu dir mich aufgehaben hast. —
Die Sphäre, die ihr ewig reges Sehnen
Nach dir im Schwunge hält, zog itzt mich an,
Durch Harmonie'n, wie du sie lehrest, tönen.

Und sieh! ein großer Theil der Feste stand,
So weit kein See auf Erden sich verbreitet,
Vom Strahl der Sonne wie in lichtem Brand.
Der ungewohnte Klang, die große Helle
Erweckten einen Wunsch, den ich noch nie
So heiß gefühlt, zu kennen ihre Quelle,
Sie, der mein Innres nie verborgen blieb,
Entnahm die Frag', eh ich sie that, den Lippen,
Und stillte meinen unruhvollen Trieb.
„Du selbst," so sprach sie, „blendest deine Sinnen
Mit falscher Einbildung; drum wirst du das,
Was du erblickst, nicht nach der Wahrheit innen.
Du siehst nicht mehr auf Erden; das ist Wahn:
Ein Blitz, der weg von seiner Heimath eilet,
Fliegt minder rasch, wie du zu ihr hinan."
War ich dem ersten Zweifel nun entronnen
Durch ihrer lächelnden Bekehrung Wink,
So sah ich bald vom zweiten mich umsponnen.
„Ein großes Staunen hast du mir geschweigt,"
Sagt' ich; „doch nun erstaun' ich, daß mein Körper
In diesen leichten Elementen steigt."
Hierauf erseufzte sie; in ihren Blicken

Schien

Schien einer Mutter Wehmuth, die den Sohn
Verirrt im Geiste sieht, sich auszudrücken.
Dann hub sie an: Mit Ordnung angelegt
Ist alles Seyn; sie ist die Form des Alles,
Die es zu Gottes Ebenbilde prägt.
Die hohen Geister sehn darin die Spur,
Der Unvollkommenheit: nach diesem Zwecke
Gerichtet steht das Richtmaaß der Natur.
In solcher Ordnung neigen alle Wesen
Sich, hoch und fern, zu ihrem Urquell hin,
Und jedem ist sein Rang und Ort erlesen.
Drum wallen sie im Daseyns-Ocean
Verschiednen Hafen zu, und alle leitet
Ihr anerschaffner Trieb auf eigner Bahn.
Der reißt zum Mond herauf des Aethers Flammen, *)
Der schwellt der sterblichen Geschöpfe Brust,
Der drängt den Erdball in sich selbst zusammen.
Und nicht erkenntnißlose Dinge nur
Schießt dieser Bogen ab; auch die mit Liebe
Und mit Vernunft begabte Creatur.

Die

*) Zur Erläuterung hiervon dient Purg. XVIII, 28 - 30.

Die Vorsicht, die allwaltend sich enthüllet,
Hält durch ihr Licht den Himmel stets in Ruh,
Der den umwölbet, der am schnellsten kreiset,
Und jetzo treibt zu jener sel'gen Welt,
Wie hin zur Heimath uns die Kraft der Sonne,
Die jeden Pfeil zum Ziel der Freude schnellt.
Wahr ist's, wie oft das taube Widerstreben
Des Stoffs die Kunst verhindert, ihr Gebild
Zu des Entwurfs Vollendung zu erheben:
So ebenfalls entfernt sich dann und wann
Von dieser Bahn das Wesen, dessen Wollen
Die Richtung des Instincts verändern kann.
So sieht man Feuer, wenn den ersten Stoß
Zur Erde hin ihm falsche Luft gegeben,
Sich niederstürzen aus der Wolken Schoos.
Du mußt es nicht mit gröberm Staunen sehen,
Daß du empor dich hebst, als wenn ein Bach
Ins Thal hinabströmt von des Berges Höhen.
Wie nie vom selbst die Flamme niederfährt,
So wär's ein Wunder, bliebest du in Ruh
Auf Erden stehn, da nichts dich hemmt und stört. —
Sie sprach's, und wandte sich dem Himmel zu.

Zweiter Gesang.

Ihr, die ihr meinem Schiff, das durch die Wogen
In Federn schwebt, von Hörnsluft geführt,
Auf kleinem Kahn bis hieher nachgezogen:
O wagt euch nicht ins offne Meer! o kehrt
Zu eurem Ufern heim! Ihr möchtet nimmer
Den Rückweg finden, wenn ihr mich verlört.
Dieß ist ein See, den Menschen nie befuhren;
Minerva haucht, es leitet mich Apoll,
Und neue Musen zeigen mir Arkturen.
Ihr wen'gen Andern, die ihr früh das Haupt
Zum Brod der Engel wandtet, das hienieden
Uns labt, doch niemals Sättigung erlaubt:
Ihr dürft wohl kühn das hohe Meer begrüßen.
Auf! steuert meiner Wasserfurche nach,
Eh sich die feuchten Gleise wieder schließen!
Ihr werdet mehr erstaunen, als die Schaar
Glorreicher Colchosfahrer einst erstaunte,
Da Jason nun zum Pflüger worden war.
Das unerschaffne stete Urbegehren
Des gottgestalten Reiches riß uns fort,
Im Flug beinah so eilend, wie die Sphären.

Empor

Empor sah Beatrix, ich schaut' ihr nach;
Und in der Zeit, da von gespannter Senne
Ein Pfeil etwan zum Ziele blitzen mag,
Sah ich mich hingelangt, wo Wunderfülle
Mein Auge zu sich zog; weswegen sie,
Vor der mein Innres dalag ohne Hülle,
So freudevoll wie schön zu mir gewandt,
Mir sagte: Richte dankend deine Seele
Zu Gott, der uns dem ersten Stern verbandt.

Ein und zwanzigster Gesang.

Nach Dante's Vorstellung hat jeder Planet und auch die Sonne ihre Sphäre, worin sie sich unabhängig von den übrigen Himmelskörpern, kreisförmig um die Erde bewegen. Diese verschiedenen Sphären sind die Wohnsitze der Seligen, nach den Graden der ihnen zu Theil gewordenen Belohnung. Dante schwebt durch dieselben mit seiner Geliebten empor, und da er sich dem äußersten Himmel, auf welchen die Gottheit am unmittelbarsten wirkt und dem Sitze der höchsten Seligkeit immer mehr nähert, so wird auch die Schön-

heit

heit der Beatrix bei dem Uibergange in eine andre Sphäre jedes Mal vom neuen verklärt. Der Dichter hat, während einer Unterredung mit einigen Seligen, seine Augen von ihr abgewandt, und da er sie wieder anblickt, kündigt ihm ihre Verklärung, die seine Sinnen kaum ertragen können, den Uibergang von der Sphäre des Jupiter zu der des Saturnus an.

Schon heftet' ich das Auge wieder hin
Auf meine Huldin, und die Seel' im Auge,
Und alles andre schwand vor meinem Sinn.
Ich sah kein Lächeln ihre Stirn umwallen;
Doch hub sie an: Du würdest, lächelt' ich,
Wie Semele in Asche niederfallen.
Denn es entglüht, wie du gesehen hast,
So wie wir steigen, meine Schöne lichter
Auf jeder Stuf' im ewigen Palast.
Wollt' ich sie jetzt dir ungeschwächt entfalten,
Dein sterblich Theil erläge vor dem Strahl
Gleich einer Staude, die der Blitz gespalten.

Drei und dreißigster Gesang.

Dante ist endlich aus der äußersten Sphäre des sinnlichen Himmels in das Empyreum gelangt, wo sich die ganze Versammlung der seligen menschlichen Seelen und der Engel in der unmittelbaren Gegenwart der Gottheit ihm unter den herrlichsten Bildern darstellt. (S. 30. Gesang. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1797. S. 221.) Beatrix hat ihren Sitz unter den verklärten Geistern wieder eingenommen; an ihrer Stelle ist ihm der heilige Bernhard zum Führer gegeben. Dieser richtet in Dante's Namen folgendes Gebet an die heilige Jungfrau, worin er sie ansieht, sich zu verwenden, damit der zuletzt genannte einer Anschauung der Gottheit gewürdiget werde.

O Jungfrau, Tochter des, den du gebarst!
So demuthsvoll und hoch, wie sonst kein Wesen;
Die du das Ziel des ew'gen Rathes warst!
Du hast die menschliche Natur vor allen

5 Geadelt, daß ihr Schöpfer nicht verschmäht,
Als sein Geschöpf zur Erd' herabzuwallen.
In deinem Schoos ist wieder neu entglüht
Der Liebesstrahl, durch den in ew'gem Frieden
So diese Himmelsblum' emporgeblüht.
Du bist für uns hier Mittagssonnenhelle,
Der Liebe, nieden in der Sterblichkeit
Bist du der Hoffnung labungsvolle Quelle.
Du bist so groß, so mächtig, Königin!
Wer Gnade will und nicht an dich sich wendet,
Hat Fliegen's ohne Fittige Gewinn.
Nicht nur bereit, den Bittenden zu lieben,
Ist deine Huld; du eilst gar manches Mal
Der Bitte selbst zuvor mit freien Gaben.
Du bist erbarmungsvoll, voll Güt' und Milde,
Was nur an Tugend ein Geschöpf besitzt,
Vereinst du nach dem höchsten Ebenbilde.
Sieh diesen hier, der von der tiefsten Bucht
Des Weltgebäudes bis zu dieser Höhe
Der Geisterreiche jegliches besucht!
Er fleht dich an, du wollest sein Bestreben
Begnadigen, sein Auge höher noch

Zum

Zum letzten Heil der Wesen zu erheben.
So hoch entzündet, wie je für eignes Schauen,
Bet' ich für seine die innigsten Gebete;
O laß mich nicht vergebens auf dich traun!
Nimm durch dein Fürwort jede Nebelhülle,
Der Sterblichkeit, die noch ihn fesselt, weg,
So daß sich ihm die höchste Wonne enthülle!
Noch bitt' ich dich (und du willst, vermagst du ja)
O Königin, erhöhe seine Triebe
In Zukunft noch, nachdem er so viel sah!
Laß heiligend in ihm dein Auffehn walten!
Sieh, wie bei meinem Bitten Beatrix
Mit tausend Seligen die Hände falten! —
Die Augen, welche Gott so ehrt als Licht,
Gewiesen, auf den Beter hingeheftet,
Wir hohen Werth sie drünstigen Bitten giebt.
Dann wandten sie sich zu dem ew'gen Lichte,
Wowein so hell kein andres Auge blickt,
Noch so von Angesicht zu Angesichte.
Ich aber, der dem Ziel der Wünsche nun
Mich endlich nahte, ließ, wie mies geschemte,
Des Sehnens Glut in meinem Innern ruhn.

Mit Lächeln winkte Bernhard mir: ich sollte
Den Blick nach droben wenden; doch ich that
Aus eigenem Triebe schon so wie er wollte:
Dieweil mein stets erneuendes Gesicht
Stets tiefer drang und tiefer in die Strahlen
Aus diesem uranfänglich hellem Licht.
Von nun an war für unsres Redens Hülle
Mein Schaun zu hoch, und alle Sprache weicht,
Und das Gedächtniß weicht der Ueberfülle.
Wie einem ist, der Traumgestalten sieht,
Und nach dem Traum ist alles ihm entschwunden,
Nur das Gesicht erfüllt ihm sein Gemüth:
So ist auch mir: fast ohne Spur verloren
Ist die Erscheinung, und noch träuft wie Thau
Im Busen mir das Süß, das sie geboren.
So wird der Schnee vom Sonnenschein entsiegelt;
Und so verlor auf leichten Blättern sich
Sibyllens Rath vom Winde wie beflügelt.
O höchstes, keinem sterblichen Bemühn
Begriffnes Licht! Leih meinem Geiste wieder
Ein kleines Theil von dem, was ihm erschien!
Laß Wunderkraft die Zunge mir beleben,

Um einen Funken deines Preises nur
Dem kommenden Geschlecht zu überliefern!
Hat die Erinn'rung Etwas nur bewahret,
Tönt Etwas nur in diesen armen Zeilen,
So wird dein Glanz vollkommener erscheinen.

Nachdem der Dichter sich bemüht hat, das eigenthümliche Wesen seiner Anschauung zu schildern, so weit es in irdischer Sprache möglich ist, kommt er auf ihre Unbegreiflichkeit zurück, worin er sich in folgenden Zeilen, die das Gedicht beschließen, ganz verliert.

So wie der Geometer sich vertieft,
Und das Gesetz, des er bedarf, nicht findet,
Wenn er das Maaß des Zirkels sinnend prüft:
So war auch ich bei diesem Wunderscheine.
Ich wollte erkennen, wie das Bild dem Kreis
Sich einverleibt im künstlichsten Vereine.
Dem eignen Flug mißtraut die kühne Muth;

Doch

Doch ward mein Geist von einem Blitz getroffen,
Der seinem Wunsch Befriedigung verlieh.
Die hohe Phantasie ward hier besiegt.
Schon aber lenkte meinen Trieb, mein Wollen,
So wie ein Rad in ebnem Schwunge fliegt,
Die Lieb' aus deren Kraft die Sphären rollen.

A. W. Schlegel.

VIII.

Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters.

Ein häusliches Gemälde.

Wahrhaftig, das heißt im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen! Ich bin so heiß, als ob ich einen schwülen Tag hindurch in der Aernte gearbeitet hätte. Die Schule ist freilich jetzt voll Kinder; ists nicht so warm davon in der Stube, als ob eingeheizt wäre? Je nun, so unbequem es sonst ist, in der Wohnstube unterrichten zu müssen, im späten Herbste hat es doch seinen Vortheil, wenn man so wenig Holz zum Heizen bekömmt, als ich. Die Wärme von den Schülern habe ich bei meinem Amte oben ein, und sie ist mir nicht einmal unter meinen Einkünften mit

an

angerechnet. Aber die Arbeit hat mir doch die Wärme noch vermehrt, und vielleicht findets meine Frau, wenn sie herein kömmt, nicht so schwül, als ich. Ach! das war ein mühevoller Vormittag, wie es ihrer für mein Alter schon so viele gab, seit dem der neue Herr Kirchenrath die Landschulen in Ordnung bringen will, und auch mich besucht hat. Was kann man dazu sagen? Der Mann hat gute Absichten, und gute Absichten soll man ja haben. Auch ist er freundlich, und nicht stolz, und er hat mich gelobt, daß ich ein alter fleißiger rechtschaffener Schuldiener wäre, und mich aufgemuntert. Ich würde, meinte er, auch in Zukunft das Meinige thun, damit die Kinder verständiger würden, als die Vorfahren — und als ich selbst bin, hätte ich bald hinzu gesetzt. Die Kinder, sagte er, müssen in der Naturlehre und Naturgeschichte nicht fremd bleiben, und wissen, was heutiges Tages gesund ist, und etwas von den Planeten, und noch manches andere. Nun ich will das Meinige thun, und, um lehren zu können, lernen, wie bisher, wie schwer es sich auch lernt, wenn mann sechs und siebenzig Jahr alt ist.

Die lieben vornehmen Herren, die uns immer ihre Befehle zukommen lassen, ohne es je selbst mit der muthwilligen Schuljugend versucht zu haben, sollten nur bedenken, wie selten für die neuen Sachen, die sie vermuthlich alle wissen, ein alter Kopf taugt, und daß es einige Schwierigkeiten hat, etwas zu lehren, was man selbst nicht weiß. Da ward doch meinen Vorfahren weniger Sorge und Last zu Theile. Die hatten doch nur ihre Noth mit den leichtsinnigen Knaben, und mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen, und mit ihrem kümmerlichen Auskommen. Ich aber muß mich noch dazu mit allem Ungeziefer der Naturgeschichte, und mit Löwen und Tigern und Elephanten, und mit so vielen Pflanzen, und mit dem ganzen Steinreiche, daß ich den Jungen in den Kopf bringen soll, und mit den Planeten plagen.

Es wird mir blutsauer; habe ich nicht gestern den Abend hindurch über den Planeten gebrütet, um heute davon sprechen zu können! Die Kinder staunen, wenn ich jetzt jeden Morgen etwas Neues zum Vorschein bringe, und ich sehe es ihnen an, daß sie denken, wer hätte geglaubt, daß unser Schulmeister so gelehrt

ist!

ist! Guten Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie ich es selbst erst im Schweiße meines Angesichts gelernt habe! Das läßt man denn freilich nicht merken, wie mir auch der Herr Kirchenrath gerathen hat. Das sei unter den Lehrern nicht Sitte, sagte er, und vermindre nur ihr Ansehn. Er muß es ja wohl verstehn. Nur schlimm, daß mein alter Kopf nicht Alles recht behält, daß ich manchmal am andern Tage wieder vergessen habe, was ich mir am vorigen einpreßte, wenn es zumal so schwer ist, wie die fremden Namen der Planeten.

Ich habe, wie meine Frau erzählte, in der Nacht im Schlafe vom Jupiter und Saturnus gesprochen, — und heute früh habe ich mich doch in der Ordnung der Weltkörper geirrt, und fälschlich, wie ich nun aus meinem Buche sehe, den Mars über den Mercurius gesetzt. Das haben sich die Jungen denn so fälschlich eingeprägt; wenn es ihnen nur nicht schadet! wie beuge ich dem nun vor? Ich könnte freilich morgen früh sagen, die Gelehrten wären darüber verschiedner Meinung, ich aber hielt es mit denen, die den Mer-

cur

nur über den Mars setzten; oder — man hätte bisher gewähnt, daß der Mercurius nach dem Mars käme, ich hätte es aber heute entdeckt, und für gewiß erfahren, daß der Mars erst nach der Erde folge. Aber nein, das wäre Unwahrheit, und Unwahrheiten mag ich, um in meinen alten Tagen mehr zu scheinen, als ich bin, nicht reden. Also kurz und gut, ich erkläre, daß ich mich versprochen, daß ich geirrt habe, und so mag mir meine neue Weisheit, und der neue Ruhm, den ich dadurch erwerbe, zu einer Uibung in der Demuth dienen. Nein, ich will nicht mehr scheinen, als ich bin, thue ich doch, was ich kann. Ich lehre lesen, und meine Kinder lesen gut, und ein wenig schreiben und rechnen, und stelle die Planeten, so gut es geht. Und fruchtet nicht meine Arbeit, kann ich nicht fröhlich darauf zurück schauen? hat nicht Wilmsens Fritze heute Vormittags auf einmal acht Buchstaben kennen gelernt? Beim ersten Schulbesuche acht Buchstaben!

In derselben Zeit hat wohl mancher andere acht größere Thaten gethan, aber er macht vielleicht auch

grö-

größeres Wesen davon, und läßt sich reichlicher dafür bezahlen. Ich will bescheiden meine kleinen Thaten thun, und still meinen Weg gehn, und nicht viel Geschrey davon machen; ich will mich herzlich freuen, wenn mirs immer so gelingt, und genügsam leben, und weil ich keine Heldenthaten thue, keinen Heldenlohn verlangen. Ein wenig mehr könnte es freilich wohl für mein Reden und Schreiben, für mein Beten und Singen und Läuten seyn, denn die liebe Armuth blickt kecklich aus meinem Hause, und aus allem, was ich um mich und an mir habe. Siehe, wie meine schwarze Weste so röthlich wird, und hie und da zerreißt, daß ich sie züchtiglich unter meinem linnenen Oberröckchen verberge; aber es nimmt doch niemand Anstoß daran, und die Wahrheit zu sagen, es giebt auf unserm Planeten Westen, die in noch schlechtern Umständen sind. Also ruhig, mein Herz, ich will ferner fleißig arbeiten und dürftig wohnen und essen, ich will in meinen alten Kopf drängen, was hinein kann, und wenn es nicht nach Wunsche glückt, dem Herrn Kirchenrathe sagen: Haben Sie Nachsicht mit meinem alten Kopfe und sehn Sie auf mein altes Herz.

Mein

Mein Herz liebt das Gute, und darum habe ich Ruhe im Innern und bin zufrieden mit dem Aeußern. Und im Aeußern giebts doch auch manche Erquickung und Labung. Siehe, da kommt ja meine Theresine mit der Wassersuppe und mit den rauchenden Kartoffeln.

G. W. C. Starke.

IX. An

IX.

An Gleim.

1775.

(Nach Horaz 1. B. 9. Ode.)

Sieh! den Scheitel *) umhüllt mit Schnee,
Ragt der Brocken ins Land! Unter der blendenden
Last sich beugend, erstöhnt der Wald;
Und den silbernen Quell fesselt der starre Frost.

Nun die Kälte zu mildern, Gleim!
Wanse vor dem Camin reichliches Holz auf! Gieb
Vom Hochheimischen Nektar, der
Seit dem Siege bei Prag, alternd das Lager drückt!

Alles

*) Den Scheitel. Der Scheitel und die Scheitel sagt man; dieses wohl gewöhnlicher. Um den Uibelklang in: „Sieh! die Scheitel —" zu vermeiden, mußte das Ungewöhnlichere hier vorgezogen werden.

Alles Uebrige stelle du
Dem Allmächtigen heim! Von den Göttern Ein Wink
An den Wälder umheulenden
Sturm, so regt sich kein Laub! Tannen- und Eichbaum steht!

Was dir morgen begegnen wird,
Das bekümmre dich nicht! Jeglichen schönen Tag,
Den aus ewiger Urne dein
Guter Genius zieht, achte für Hauptgewinnst!

Und verschmähe der essigen
Liebe Seligkeit nicht, noch den beschwingten Tanz,
Nun dein Sommer noch lächelt, die
Mürrisch Alter noch nicht Locken und Herzen verschneit.

Auch die Kuchgchen besuche jetzt,
Welche Jocus für uns selber geflochten hat,
Und woraus der pedantische
Zwang, der Dummheit Genoß, ewig verwiesen bleibt!

Flieg mit Hausen und Hamster auf! *)
Giebst du Pfänder auch viel, nimmst du der Küsse mehr!
Brenn' und küsse die Böschung! Miß
Den unendlichen Schalk, Amor, mit Ellen aus!

Oder hange nach Julien,
Unbekümmert, nach wem Julie hangen wird;
Dich nur küssend, begehrt sie keusch
Ihre Stell', und entschlüpf schöner aus deinem Arm.

Klamer Schmidt.

*) Flieg mit — auf. Wer in seinem Leben je Pfänderspiele mit gespielt hat — und nur von dem wünsche ich hier gelesen zu werden — wird die zwey letzten Strophen dieses Gedichts ohne Commentar verstehen. Andere, denen es wie dem guten Horaz nie wohl thun, am gehörigen Ort ein wenig mit thöricht zu seyn,

— dulce desipere in loco

würde mein Text ein Aergerniß und mein Commentar eine Thorheit seyn. Uibrigens wär's eine Sache des Modejournals, unsere jetzigen Spiele, die, wie alles Spiel, in einem National-Sittengemälde kein unbedeutender Strich sind, und die doch, wie alle Moden, so schnell wechseln, für die fröhlichere Nachwelt aufzubehalten. — In Fischarts Gorgellantua kommen viele hundert Spiele vor, wovon auch dem fleißigsten Forscher schwer seyn würde, uns jetzt nur die Hälfte begreiflich zu machen.

X. Die

X.

Die stumme Nachtigall und Amynt, ihr Einfänger.

Eine Idylle.

Amynt.

Warum so traurig, liebe Kleine? Da sitzest du auf dem Stängelchen deines Käfichs so stumm — dein Köpfchen gesenkt — starr vor dir niederblickend — und man hört auch nicht einen Laut aus deiner harmonischen, sonst so liederreichen Kehle. Sprich, was fehlt dir?

Nachtigall.

Ach! was mir fehlet? Sitze ich nicht hier eingekerkert, von allen Seiten umpfählt, der freie Himmel über mir verschlossen? statt des schönen Laubholzes, mit einem finstern Tuche umhangen, das jedem durchfrei-

streifenden, mich sanft wiegenden [redacted] den Zugang verwehrt? — und du kannst mich noch fragen, was mir fehlt?

Amynt.

Aber, erkennst du nicht meine zärtliche Sorgfalt für dich? Mit Anbruche des Morgens, eh ich selbst noch gefrühstückt, eile ich dein Futternäpfchen mit Ameiseneyern und Speise zu füllen, trage dir einen fetten Mehlwurm über den andern zu, der sich deinem Schnäbelchen entgegen windet, und — was würde ich dir nicht geben, wenn ich nur deinen Appetit kennte!

Nachtigall.

Als ob mir die freigebige Natur, unter jenen Birken, Erlen und Haselsträuchern, die den sanft vorbeirieselnden Bach umschatten, nicht einen köstlichern, reichern Tisch gedeckt hätte? Zähle die Würmchen, die dort unter jenen Grashälmchen auf und nieder wandeln — die Menge geflügelter Insecten, welche die Lüfte durchgaukeln; störe in jenem Ameisenhaufen, und vergleiche jene ausgetrockneten, verschrumpften Hülsen gegen jene frisch verpuppten und tausend andere

dere Arten Le[illegible]chen, die du nicht kennst! — Und mein Apetit —, weißt du nicht, daß den eine freie Bewegung allein verschafft? Und wo kann der gereizt werden, wenn man in einem Raume von einer Spanne breit, von einem Stängelchen zum andern ewig hin und her hüpft.

Amynt.

Je nun; den blühenden Frühling und reizenden Sommer über lasse ich es gelten: aber, wie dann, wenn ein strenger Nord das verwelkende Laub den Bäumen und Gebüschen abstreift, Reif und Schnee die Fluren bedecken und die Bäche der Frost versteinert — wie dann? woher Futter und Wärme? da indessen bei mir ein wohldurchheiztes Zimmer dir die Vortheile der schönsten Jahrszeit darbeut, und du weder darben noch frieren darfst.

Nachtigall.

Hast du jemals einen meiner Brüder darben oder frieren sehen? Oder glaubst du, daß die Sonne nirgends, als bei dir scheint? kein Land von ihr erwärmt wird, als das deinige? und hat mir die Natur nicht Flügel gegeben, ihr nachzuziehen? oder beut mir nicht

im

im Falle der Noth jeder hohle Baum, jede Felsenspalte eine Freistatt an, wo ich vor der Kälte geschützt, die unangenehmen Wintertage, wie manche meiner gestorbenen Freunde, in sanftem Schlummer verträumen kann?

Amynt.

Wohl! weil ich dir, nach deiner Meinung, deine Freiheit durch nichts vergüten kann, so nehme ich zu deiner Großmuth meine Zuflucht. Du bist der Vogel empfindsamer Seelen. Man schreibt dir ein sanftes mitleidiges Herz zu, das mit den Leiden und Freuden zärtlich Liebender sympathisiret — o hilf mir meinen Kummer durch deinen rührenden Gesang nieder schmeicheln. Ein grausames Schicksal hat mich — ich weiß nicht auf wie lange? — meiner Delia entrissen. Ich finde eine süße Wollust in dieser Einsamkeit, meinen Schmerzen nachzuhängen, und deine melodischen Klagen stimmen so mit meiner Schwermuth überein, daß ich in ihnen keinen geringen Trost zu finden glaube.

Nachtigall.

Wunderbar! Ich soll großmüthig gegen dich, und du willst grausam gegen mich handeln? Wisse, daß in-

indem du mich so hinterlistig eingefangen und hier so traurig eingekerkert hältst, du mich einer zärtlichen Gattin entrissen hast, in der ich lebe, die in mir lebt, die ich wie meine Seele liebe, und die mich wie die ihrige liebt! Höre sie dort in jenem blühenden Schwarzdorn, wo du mich Unvorsichtige so schlau durch ihre nachgeäffte Töne hinlocktest und schändlich berücktest, kläglich girren und mich ängstlich zu sich rufen! Nein, nur weinen, nur klagen kann ich: doch auch dieß bloß über die an meiner Schwester verübte Grausamkeit! Bei dem Verluste einer geliebten Gattin bleibt mir nichts übrig, als ein herznagender Kummer und ein stummer Schmerz.

Amynt.

Gut, liebende Seele! deinem Kummer kann ich abhelfen — deinen Verlust dir ersetzen.

Nachtigall.

Du mir? geschwind! wie! wie?

Amynt.

Im Augenblick gehe ich und bringe dir dein geliebtes Weibchen in demselben Netzchen, womit ich dich erhaschte. Mit diesen Lockpfeife ***.

Nach-

Nachtigall.

Bleib Grausamer! bleib ums Himmelswillen! Auch ihr wolltest du die Freiheit rauben? ihre Kinder, meine armen Kleinen um ihre zärtliche Mutter, und Beide dadurch um ihr Leben bringen? Denn, ach! wer würde sich ihrer nackten Kindheit auf ihrem verwaisten Neste annehmen! Nein, nein! Barmherzigkeit! Ich will gern eingekerkert bleiben: nur sie laß in Freiheit! Ich will gern singen, was ich kann — bis ichs nicht mehr vermag. Tag und Nacht, des Morgens und Abends will ich schlagen, und wenn ich meine Seele aus dem Körper schlagen sollte. Ach! nur sie — nur sie frei!

Amynt.

O eine so zärtliche Seele verdient selbst frei zu seyn! Nein, ich wäre nicht werth, meine Delia einst selbst wieder zu sehen, wenn ich dich von deiner süßen Hälfte trennte: die Liebe würde sich rächen und ich eine zehnfache Rache verdienen. (Das Thürchen öffnend.) Da! fleuch hin, zärtliches Vögelchen! genieß der Liebe im Schooße der Freiheit; singe ihr Lob im Glücke der deinigen. Eile zu deiner jammernden Freun-

bin! Erfreue deine verwaisten Kleinen durch die zärtliche Theilnahme an ihrer sorgsamen Mutter-Erziehung! Sei glücklich! Verschönere durch deinen schmelzenden Gesang noch manchen kommenden Frühling, und erwecke durch ihn empfindsame Seelen zum Glücke einer tugenhaften Liebe — — doch warum zaudere du?

Nachtigall.

Weil du mich wirklich durch dein zartes Gefühl zu deinem Gefangenen machst. Eine solche edle Seele verdient meinen Dank. Ja; ich bin dein Gefangener und will es bleiben: aber nicht als ein eingekerkerter Sklav, sondern als ein freier Sänger deines Gartens. Dort auf jenem blühenden Holunder will ich meinen Sitz einnehmen, unweit des dunkeln Büschchens, wo meine Geliebte ihre kleine Haushaltung besorgt, die alle meine Kunst widmen, so viel mir die Natur nur verlieh; mit jedem Tage, wenn mir der Himmel das Leben erhält, hieher zurückkehren, und für die Kinder meiner Kinder soll dieser Wohnplatz ihr liebstes Orchester seyn.

Amynt.

Amynt.

Und wehe der Hand, die dir in meinem Bezirke wieder ein Netz stellt! Wehe dem fühllosen Knaben, der deine junge Brut störet! Wehe dem Raubvogel, der dich belauern will. Aller Augen sollen über dich wachen und Belohnung erhalten, wann sie dich schützen. — Nun, so gehabe dich wohl!

Hier flog Philomele auf den nächsten Baum und sang Amynten in einem süßen Klageton die Entfernung seiner geliebten Delia, das sie mit einem fröhlichen Liede von Hoffnung der baldigen Wiedervereinigung mit derselben beschloß.

Weisse.

XI.

Hohensteinische Volks-Sagen.

I.

Lora, die Göttinn der Liebe.

Lora, *) die Göttinn, gab der Bergveste Lora den Namen. Sie wurde, ehe Carl der Große **) und sein Bekehrer Winfrid die Sachsen tauften, von den Landesbewohnern mit großer Theilnahme verehrt. Ihr war ein großer schauerlicher Wald geweiht, dessen Ueberreste noch jetzt den Denker fast unwillkührlich in die dämmernde Vorwelt hinzaubern. Jetzt erinnern daran, ein beschränktes Gehölz, der Aufenthalt von zahllosen Vögelschaaren, die Ruhensburg genannt, zwischen dem Reinharts-Berg, Bleichekode und der Burg

*) oder, nach einer andern Aussprache, Lara.

**) in einem altsächsischen Liede aber hat er den Beinamen: „ter slactanara.“

Berg Lora, und einige einzelne Feldhölzer, zwischen denen nun gutgebaute Dörfer, von der Wipper benetzt, die reizende Gegend, welcher der Brocken zum fernen Hintergrunde dient, beleben.

In diesem Walde opferten einst die Jünglinge der Göttinn Lora, im Spätjahr, die Erstlinge der Jagd. Und im Frühling brachten die Jungfrauen, unter frohen Gesängen, der Göttinn Blumenkränze dar. Mit dem schönsten Kranze schmückte dann der Oberpriester Lora's feierlich das Haupt des Mädchens, das sich durch weibliche Tugenden, durch standhafte Liebe und durch ausdauernde Treue gegen den Geliebten, ausgezeichnet hatte.

In der Mitte des Berges, auf dem man vorzüglich Lora verehrte, entsprang eine Quelle, zu der unglücklich Liebende, besonders Jungfrauen, denen der Tod ihren Geliebten entriß, wallfahrteten, um hier Ruhe und Vergessenheit zu trinken. Auf dem Gipfel dieses Berges baute eine edle Jungfrau der Sachsen, deren Verlobter in einer Schlacht gegen die Franken das Leben verlor, die Ruhens-Burg, wovon der Hain noch jetzt den Namen führt. Ruhenshuys nannte

nannte sie den Ort, weil ihr Lora in diesem Haine einen neuen, ihrer würdigen Geliebten sandte, dessen Liebe die Trauernde tröstete, und ihrem Herzen die langentbehrte Ruhe wiedergab.

Aber furchtbar war dieser heilige Wald den Untreuliebenden. Hier büßte Hermtrud ihren Frevel mit dem Leben. Sie war mit Eilgern, einem edeln sächsischen Jünglinge, verlobt. Kampf für das Vaterland entriß ihn ihren Armen; und sie schwur ihm bei der Trennung, mit erheuchelten Thränen, ewige Treue. Aber wenige Tage nachher sah Lora die Schwur- und Pflicht-Vergessende in Hermanns Armen. Die Strafbaren hatten sich in den „Buchen," einem Gehölz unfern der Rubensburg, versteckt. Hier schreckte Lora sie auf, durch einen Hirsch, der das Dickicht rauschend durchbrach. Und Hermtrud floh, und betrat, ohne Besinnung, Lora's heiligen Hain. Der Berg erbebte, und die Erde spie Flammen aus, welche die Unglückliche verzehrten. Die Priester eilten hinzu, sammelten Hermtrudens Asche, und begruben sie in einem kleinen Thale am Fuße des Berges. Hier hört man noch jetzt in der Dämmerung

das

das klägliche Winseln der Treulosen, das Untreuliebende warnt, den Hain zu betreten.

Winfrid, das Schrecken der Götter der Sachsen, zerstörte mit seinen Genossen auch die Ruhensburg; denn verschwunden war jetzt Lora's Macht. Folgende Rache erschöpfte ihre letzten Kräfte. Ohnweit des Reinhartsberges ereilte sie Winfrid, dem Siegpranzenden, — und Wagen und Pferde blieben plötzlich im tiefen Schlamm stecken. Und er wäre hier von der Erde verschlungen worden, hätte ihn nicht das Gebet zu der heiligen Jungfrau gerettet. Zum Andenken dieser Gefahr errichtete er drei Kreuze, die noch jetzt an dem Orte zu sehen sind, wo die Erde ihren Schlund gegen ihn aufthat, und weihte „in seinem Elende bei Lora's Walde," der Maria eine Capelle. Noch jetzt heißt davon der Ort „Elend."

2.

Jakob Nimmernüchtern.

Jakob, ein wohlhabender Bauer in einem schwarzburgischen Dorfe, lebte auf einem Hofe, der schuldenfrei

sei vom Vater auf den Sohn vererbt war. Er war stark und wohlgebaut, unbescholtnen Rufs, still, häuslich, arbeitsam, geliebt und geehrt von den Dorfsbewohnern; bis ihn Jungherrn Veits Jagdhunde von Haus und Hof jagten, und den friedlichen Landmann zum Trunkenbold, Räuber und Mörder machten.

Einst hörte Jakob, als er eben seinen Erntewagen anschirrte, Packan, seinen großen Hofhund, den er, wegen seiner Treue und oft schon erprobten Hülfsleistungen gegen Diebe, liebte, kläglich auf der Straße schreien. Er stürzte mit einem Knüttel aus dem Hofe, und schlug damit auf zweigewaltige Hunde los, unter denen er seinen Packan liegen sahe; und diese verfolgte nun seine fliehenden Feinde. — Aber in diesem Augenblick sprengte Jungherr Veit, mit einigen reisigen Knappen und einer ganzen Meute Hunde heran, fluchte, als Jakobs Nachbarinn, Marie, ihm den Vorfall aus dem Fenster zurief, alle Teufel aus der Hölle auf die Bauern herab, prügelte den wehrlosen Jakob beinahe todt, und liefs ihn dann nach seiner Burg schleppen, die etwa eine Stunde vom Dorfe im Walde versteckt lag.

Es

Es war die Zeit des Faustrechts, wo der übermächtige Ritter nur Rechte, nicht Pflichten kannte, dem unterdrückten Landmann aber keine Rechte zugestand, und nur von Pflichten sprach, wo der Bauer als Leibeigner und als Waare betrachtet wurde, die der Besitzer nach Willkühr verkaufen oder umsetzen könnte. — Und so fiel es Niemandem ein, Jakobs Rechtfertigung zu hören, oder seine Vertheidigung zu übernehmen. Er schmachtete länger als sieben Monate, von Kälte und Hunger und Ungeziefer gepeinigt, in einem Gefängniß, das man damals das Hundeloch nannte, ob es gleich für Bauern bestimmt war, und ein Stück verschimmeltes Brod war sein höchstes Glück.

Doch mehr als dieß alles kränkte ihn der Übermuth der Knappen, die, auf Veits Reizung, ihn alle Tage verhöhnten, und am meisten der bittre herznagende Spott der stolzen Cathrine; so nannte man das einzige Kind des Jungherrn. Diese, der Liebling und das Ebenbild ihres Vaters, ritt alle Tage mit ihm auf die Jagd, und wenn sie vor Jakobs Gefängniß vorbei kam, welches in der Thüre eine Oeffnung hatte, um etwas Luft und das Brod, das man ihm zuwarf,

Bald erreichte er, von dem Monde, der durch Gewölk blickte, geleitet, sein Dorf, und stand mit pochendem Herzen vor seinem Hofe. Aber bei allem Klopfen und halblautem Rufen antwortete weder Person, noch eine menschliche Stimme. Voll Ungeduld überstieg er die Hecken, die seinen Hof einschlossen, ging in das offenstehende Haus, und fand — alles leer, kein Weib, keinen Sohn, keinen Tisch, keinen Stuhl, kein Bette, keine Thüre, nichts, als die nackten Wände. Jakob schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn; saß dann sinnlos einige Stunden auf der kalten Erde. Dann jagte ihn ein Fieberfrost und der Gedanke an den kommenden Tag auf. Er befühlte sich, ob er noch lebe? ob er träume? Er betrachtete alle Wände, ob es auch sein Haus sei? Und das Grausen schüttelte seine abgezehrten Glieder; es eilte ihm am ganzen Körper. Länger vermochte er nicht zu bleiben; er stürzte aus der Thür, und wandte durch den Garten in das freie Feld hinaus.

Jetzt rief der ihm wohlbekannte Wächter im Dorfe Eins. Und der erste Strahl der Hoffnung kam in sein Herz. Unter den heulenden Hunden hörte er

die

die Stimme seines Packen. Jakob pfiff; und nach einigen Augenblicken sprang dieser, laut aufschreiend vor Freuden, an seinem Herrn heran. Jakob küßte seinen alten, abgehungerten Freund, und wandelte schon festeren Schritts weiter; denn, er fühlte sich nun nicht mehr allein, und von Allem verlassen.

Ehe die Sonne aufging, befand er sich schon mit seinem treuen Begleiter in einer versteckten Höle, am Fuß der Rothenburg, die er sich schon längst zum Schlupfwinkel aufgesucht hatte, und die er von seinen Kinderjahren her kannte. Es wurde Tag. Er setzte sich in die höhersteigende Sonne, und erwärmte sich, nach sieben Monaten, zum ersten Male; zum ersten Male sah er wieder Bäume und Felder im Sonnenlicht.

Aber nun ängstete ihn der Hunger, und auch sein Hund sah ihn bedeutend an. Da sah er in ziemlicher Entfernung von der Höle, einen Bettler mit gefüllten Ranzen daher schleichen auf der Landstraße. Und Jakob, der in seinem Leben noch nie ein Stück Brod erbeten, desto öfter aber ausgetheilt hatte, eilte mit Packan den Berg hinab. Er fand den Bettler

am Wege liegen, mit abgewandtem Gesicht, grüßte ihn, und bat ihn, um ein Stük Brod für seinen Hund, und — für sich. Der Vettler wandte mit halbem Gesichte sich um, und Jakob erkannte, in dem geglaubten Greise, laut aufschreiend, Frieden, seinen ältesten fünf und zwanzigjährigen Sohn.

Er fütterte seinen hungrigen Packan, aß dann hurtig und schweigend einige Bissen Brod, trank aus der dargebotenen Flasche, und dann zog er stumm seinen Sohn mit sich zur Höle, und ließ sich erzählen, wie es stand. Hier nun erst hörte er sein Unglück ganz. — Einige Stunden nach Jakobs Verhaftung hatten Veits Frohnvolgte die Mutter und die Söhne vom Hofe getrieben, und ihnen kaum so viel gelassen, daß sie ihre Blöße bedecken konnten. Die Aecker, die zu dem Hofe gehörten, hatte sein dummstolzer Nachbar bekommen, der einst Stallknabe bei Veit war, und der sich des Jungherrn Erbsweib, Marie, hatte vertrauen lassen. Diese Marie hatte Veit eigentlich für Frieden, Jakobs Sohn, bestimmt, der aber schon mit einem Mädchen verlobt war, das arm, aber die Krone des Dorfs war, an Tugend, Häuslichkeit und Schönheit.

heit. Eben diese Marie, jetzt bittre Feindinn von Jakob, von dem sie sich verschmäht glaubte, nahm das Hausgeräthe und das Vieh zu sich, für die Pflege der zerbißnen Hunde des Herrn, sagte sie. Den folgenden Tag war die stolze Cathrine in das Dorf gekommen, und hatte sich die teufliſche Freude gemacht, Jakobs Frau und Friedens Braut dem Gelächter der frechen Knappen und der rachsüchtigen Marie Preis zu geben. Die Mutter hatte sogleich der Schlag gerührt und sie war nach einigen Tagen gestorben. Ihr war zwei Monate nachher Friedens Verlobte, aus Gram, ins Grab gefolgt; der jüngere Sohn war verschwunden, und Jvide bettelte.

Jakob stürzte, als die Erzählung geendigt war, nieder zur Erde, knirschte mit den Zähnen, und schwieg. Nach einiger Zeit riß er wild sich auf — und schwieg; aber im Herzen fluchte er Veit und allen seinen Genossen! Tiefsinnig ging er einige Tage vor sich hin. Lange kämpfte in ihm der Gedanke, sich selbst das Leben zu nehmen, mit dem Gedanken an Rache. Doch der Verzweifelnde war zu jenem Entschlusse

schlusse noch nicht erschöpft genug. Er schwur in seinem Herzen schreckliche Rache!

Jetzt meldete ihm sein Sohn, der von einer Wanderung zurükkam, daß ihr Aufenthalt nicht mehr sicher sei, und daß Veits Buben den nächsten Tag die Rothenburg und den Nyffhäuser-Berg durchsuchen würden. Jakob eilte daher, mit anbrechender Nacht, in das Harzgebirge bei Stollberg, und von da nach dem damals undurchdringlichen Walde bei Lora. Hier spähte er, bei seinem Umherirren, endlich einen sichern Schlupfwinkel aus, der ihn Jahre lang vor Nachstellungen aller Art schützte.

Zwischen der Bergveste Lora und den Dörfern Wölfenrode und Sollichte, entdeckt der Forscher, im Dunkel des Gehölzes, einen felsigen dornbewachsenen Bergrücken, und auf beiden Seiten ungeheure Schauer erregende Abgründe, zwischen denen nur der kühne und nicht schwindelnde Wanderer über die Felsenwand hinzugehen wagt. Am andern Ende des Bergrückens sieht er dann nur sich einen steilen verwachsenen Abhang, und wenn er diesen mühsam herabgekommen ist, dicht vor sich zwei majestätische Felsenwände, die einen

einen Zwischenraum von einigen Fuſen zum Durchgang öffnen, von oben herab aber zu einem festen Ganzen vereinigt scheinen. Zwischen ihnen zieht sich allmählig herab eine Schluft, die in der Tiefe, hinter dichtem Gestrauch, den Eingang zu einer kleinen Höle verbirgt, durch die man seitwärts zu einer gröſern, sehr geräumigen Höle aufsteigt. — Unbekannt war diese Schluft und diese Höle damals allen Bewohnern der Gegend; und noch jetzt berührt sie selten ein menschlicher Fuſtritt, obgleich das Gebirge jetzt weniger wild und verwachsen ist, als in der Vorzeit.

Hier beschloſ Jakob zu wohnen. Hieher brachte Frieda die erbeuteten Lebensmittel, und Werkzeuge und Kleidungsstücke mancherlei Art. Und Jakob richtete unterdeſ seinen Packan ab, bahnte sich allmählig einen Fuſsteig, den felsichten Abhang herab, — und sann auf Rache. Fluch dem Jungherrn Welt war sein Morgengebet; Fluch allen Burgbeherrschern, die ihre Bauern unter das Vieh erniedrigten, sein Abendgebet!

Zwar sträubte sich dagegen anfangs sein Gewiſsen, da er sonst immer half und förderte, wo er helfen und

besser machen konnte. Aber bald betäubte er seine Stimme durch die Erinnerung an die Mißhandlungen, die er erfahren hatte, und durch berauschendes Getränk. Nur mit solcher Labung war ihm sein Sohn willkommen; und um Vorrath für die Zukunft sammeln zu können, trieb er ihn alle Tage an, ihm Branntwein zu bringen. Und Friede bettelte von Haus zu Haus um einige Tropfen dieses Getränks, zur Labung eines abgelebten Vaters, der nun bald in einer Höle des Waldes, die er aber nicht bezeichnete, verscheiden würde. Da Friede mit dieser Bitte so oft wiederkehrte, so nannten die benachbarten Landleute den unbekannten Hölenbewohner davon: Nimmernüchtern!

Als Jakob auf mehrere Monate Vorrath zu haben glaubte, schickte er seinen Sohn fort, mit dem Befehle, nicht ohne seinen Bruder zurückzukehren, von dem er mehr Muth und Wildheit erwartete, und blieb mit seinem Packan allein. Er war längst entschlossen, Räuber zu werden, aus Rache; auch konnte sein stolzes Herz sich nie zum Betteln beugen.

Um diesem Entwurfe getreu bleiben zu können, gewöhnte er sich, nur von dem Fleische geraubter Thiere zu leben; und, in Erwartung der Zeit, wo er seine größern Entwürfe ausführen konnte, stahl er von den Heerden der Edelleute und der Klöster, die er für die Pest des Landes hielt, Schaafe, Ziegen, auch wohl Rinder, wobei ihm sein Packan treffliche Dienste leistete, der zuweilen ihm ganze kleinere Heerden in seine Höle, oder an den Felsenrücken trieb.

Um sich die Arbeit zu erleichtern, und die Gefahr vor jetzt von sich zu entfernen, unternahm er seine Streifzüge nur in der Dämmerung, oder in der Nacht, in einen ganz schwarzen Kittel gehüllt. Für die Gelegenheiten aber, wo er Schrecken erregen wollte, bereitete er sich aus einer schwarzen Kühhaut ein Obergewand, an welchem die Hörner ihm zum Kopfschmucke dienten. In dem Munde hielt er dann eine Zundenbüchse mit morschem Holze angefüllt, aus der er, nach Befinden des Umstände, dicken Rauch, oder auch Feuer blasen konnte. Wenn er nun so in der Nacht einhermandelte, von seinem großen pechschwarzen Hunde begleitet, der nicht bellte, aber grimmig umherblickte

nach Beute; so war er begreiflich, daß ihn die Hirten für den leibhaften Herrn der Hölle hielten, bei seiner Annäherung flohen, und ihn nehmen ließen, was er nehmen wollte; so daß er oft nicht einmal zu seiner brennenden Zünderbüchse die Zuflucht zu nehmen brauchte.

Da er keinen Menschen thätig beleidigte, so fingen mehrere Landleute, die öfters die Erscheinung gesehen hatten, an, ihn für einen gutmüthigen Teufel zu halten, wagten es auch wohl gelegentlich, ein paar Worte mit ihm zu sprechen.

So traf Jakob einst in dem Walde einen Hirten, der zehn fette Hammel vor sich her trieb. Mit Donnerstimme rief er ihm zu: Wohin? Zitternd antwortete dieser: [illegible] Abt nach Glende. Jakob blies nun Feuer aus seinem Munde, und rief: „Ich bin der Teufel; du und der Abt, und die Schaafe sind mein!“ Der Hirte bekreuzte sich bebend. Da sagte Jakob: „Dir kann ich nichts anhaben; gehe, wohin du willst, und sage dem Abte: sein Bruder, der Satan, habe die Hammel in Empfang genommen!“

Der

Der Hirte, außer sich vor Schrecken, wagte es doch, herauszustottern: Ach, gnädiger Herr Teufel! gebt mir doch einen Zeddel (Empfangsschein); sonst glaubt es mein Jungkherr und der Abt nicht. „Sage dem Abt," antwortete Jakob, „diese Nacht um zwölf Uhr würde ich vor seinem Fenster erscheinen und ihm zur Vergeltung einen schönen Festbraten mitbringen." — Der Hirte überließ die fetten Hammel Parkan, der sie sicher bis an die Felsenwand trieb, wo sie Jakob band und herab trug, und verkündete zitternd allen Klosterbewohnern und dem Abt sein Abentheuer und den gedrohten Besuch. Die Mönche wurden aus den Betten geholt, und der Abt versammelte den ganzen Convent auf seinem Zimmer; und mit einem großen Weihwasserkessel und mit Hexenrauch gerüstet, erwarteten alle, zitternd und lautbetend, die furchtbare Mitternachtsstunde. Sie erschien, und mit ihr Jakob im großen Costume, d. h. ganz mit der schwarzen behörnten Kuhhaut überdeckt, und feuerspeiend, neben sich seinen schwarzen Hund. Nach einigen Minuten verschwand er wieder, welches die Klosterbewohner, der Kraft des Weihwassers zuschrieben,

weil

welches der Exercitis nicht spaste. Den mitgebrachten Rinderbraten aber überliessen sie den Hunden und Raben.

Bei solcher Lebensart fühlte Jakob in einigen Monaten seine Kräfte nicht allein ersetzt, sondern auch um das Doppelte erhöht, und nun schritt er zu wichtigern Unternehmungen, die seiner Absicht näher lagen. Zunächst dachte er darauf, sich beritten zu machen. Hier nun schwebte ihm immer der Jagdklepper der stolzen Cathrine vor Augen, auf dem er sie noch immer vor seinem Hundeloch vorbei stolzieren sah. Es war eine sechsjährige Stute, schwarz wie die Nacht, und schnell wie ein Vogel, schon gewöhnt bergauf, bergab zu laufen; und, was das wichtigste war, es muste Cathrinen, und Veit sehe thun, den entflohenen Jakob darauf einher galoppiren zu sehen.

In der Mitte des Sommers verkleidete er sich als ein altes Mütterchen, und schlich so einige Tage in der Gegend von Veits Burg herum, und sah, hinter Gebüsch versteckt, seine Feindin auf ihrem schwarzen Klepper, mit ihrem Vater, Stundenlang durch die Fruchtfelder der Bauern durchreiten, um, hie und

da

da einen Hasen aufzujagen. Bei der dritten einbrechenden Nacht ersah er endlich seine Gelegenheit. Catherine übergab das mit Schweiß überdeckte Roß zwei Stallbuben, welche vor der Burg auf einer umschlossnen Wiese die Füllen hüteten, um das Pferd allmählig abzukühlen. Die Buben banden das Pferd an einen Baum in dem nahen Gehölze, und machten sich Feuer an, da der Abendwind etwas kalt ging, und setzten sich hin, um zu dobbeln. Jetzt schlich das alte Mütterchen herzu, grüßte freundlich die Buben, und bat, sich am Feuer wärmen zu dürfen. Die spielenden Buben lachten herzlich über die sonderbare Gestalt, und fragten neckend, was sie für die Erlaubniß geben wollte? Und Jakob zeigte ihnen eine Flasche, die er aus der Tasche zog. Lüstern griffen die Buben nach dem blinkenden Getränk, tranken herum, und nochmals herum, ohne einen Schlaftrunk zu ahnen, und gaben lachend die leere Flasche dem keifenden Mütterchen zurück. Es dauerte nicht lange, so fingen die Buben an zu gähnen, die Karten entfielen ihren Händen, und sie streckten sich am Feuer aus. Als Jakob sie fest eingeschlafen sah, band er den noch

auf-

aufgeschierten Klepper los, schwang sich darauf, und eilte, auster sich vor Freuden, dem koralischen Walde zu. — Die Buben fanden Veit und Cathrine am Morgen noch fest schlafen auf der Wiese, aber die Stute war fort.

Unterdeß diese rasseten und tobten, hatte Jakob das Pferd über die schon vorher dazu vorbereitete Felsenwand gebracht, und den steilen Abhang des Berges halb herunter geführt, halb herunter getragen, und es stand schon an der vollen Krippe in der Tiefe seiner gebürgten Höle. Die nächsten Wochen wandte er dazu an, das Pferd, das anfangs vor solchen Abgründen erbebte, nach seinen Absichten zu bilden. Er lehrte es nicht allein ungebunden stehen zu bleiben, sich auf seinem Befehl unter das Gebüsch niederzulegen, und auf einen Zungenschlag seines Herrn aufzuspringen, sondern auch, bei Nacht und bei Tage, den steilen Abhang des Berges hinauf und hinab zu laufen, und zuletzt selbst über die Felsenwand zu galloppieren.

Jetzt nahte, nach seiner Rechnung, der Jahrstag an dem er von seinem Jungherrn vom Hofe geschleppt,

schleppt, und in das Gefängniß geworfen war. An diesem wollte er ihm die geraubte Stute und den entflohenen Gefangnen zeigen.

Und er erschien vor Veits Burg, auf dem wohlgenährten und jetzt noch gewandtern Jagdklepper des Fräuleins mächtig daher stolzierend, in ähnlicher Kleidung wie er einst als Landbauer trug. Seine Ankunft kündete er dadurch an, daß er von Zeit zu Zeit in ein Jagdhorn stieß, das einst im Walde ein Jäger verloren hatte. Die sonderbare Mähre von einem Bauer, der es wagte, auf einem Jagdhorne zu blasen, und der Cathrinens Stute zu reiten schien, verbreitete sich schnell in der Burg. Ehe aber das Fräulein und die Männlein mit dem Rüsten zum Verfolgen fertig waren, war der blasende Ritter verschwunden, hatte aber einigen pflügenden Bauern zugerufen: Jakob würde morgen wieder kommen!

Er kam, und Veit erwartete ihn mit sechs Knappen und einer ganzen Meute Hunde, die plötzlich auf ihn und Packan einstürzten. Und Jakob wandte sein Roß, das schnell wie ein Habicht dahin flog, und dem nur einige der Knappen, in weiter Entfernung, folgen

konn-

konnten, die ihn am Eingange des Forstlichen Waldes verschwinden sahen. Mehrere der größeren Jagdhunde aber verfolgten seine Spur bis zur Höle, wo Packan, den das beständige Blutrinken toll und wild gemacht hatte, gleich einem Tiger, von seinem Herrn unterstützt, ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichtete, so daß kaum die Hälfte zerbissen und gelähmt, zurückhinkte.

Schon verbreitete sich die Sage, Jakob stehe mit dem Teufel im Bunde, und könne sich unsichtbar machen. Aber noch einmal wollte es Veit versuchen, und schwur, ihn zu fahen, oder zu sterben, und schwur, wie er alle Tage that, einen Meineid. Auf dem halben Wege von seiner Burg erwartete er ihn, hinter Gebüsch versteckt, knirschend vor Wut über den Verlust seiner besten Hunde, auf seinem Streitroß, von zwanzig erlesenen Rittern und Knappen umgeben, die alle Jakob den schmählichsten Tod schwuren. Und beinahe wäre er diesmal gefangen worden. Er, der seine Feinde noch weit entfernt glaubte, tummelte abwechselnd sein Pferd, und abwechselnd versuchte er es auf dem Jagdhorn eine Herausforderung zum Kampf

zu

zu blasen. Mit einem Male aber schlug Packan, der die Nähe der Feinde witterte, heftig und laut an, welches er nun bei augenblicklicher Gefahr that. Jakob fuhr auf, und kaum hatte er sich in dem Sattel zurecht gesetzt, als er schon ein ganzes Heer vor sich und auf beiden Seiten erblickte, die ihm nicht Freunde zu sein schienen. Er flog dem Walde bei Lorz zu, von Veit und seinen Gesellen wütend verfolgt, die ihn schon ihn ermischt zu haben glaubten, wenn er im Walde verschwand, und dann wieder sichtbar wurde. Endlich war Veit auf seinem keuchenden Streitroß, mit Görge, seinem besten Knappen, dicht hinter Jakob, als dieser, wie ein Falke, über die Felsenwand vor seiner Höle herabstürzte, und in dem Augenblick unsichtbar wurde, als er noch geschn war. „Sagt' ich's euch nicht, gestrenger Herr, rief Görge, daß der sich unsichtbar machen kann? Hier hat die Welt ein Ende! Folge ihm, wer Lust hat, sich den Hals zu brechen. Ich mag nicht in des Teufels Küche kommen!" — Veit hörte dies nicht; er zerarbeitete sich, seinen Streithengst zurück zu halten. Aber er bäumte sich, warf seinen Herrn zwischen die Klippen, und stürzte

der Stute nach, und in den Abgrund. Jakob erbte von ihm einen passendern stattlichen Sattel.

Seitdem wurde Jakob nie wieder bis an seine Höhe verfolgt. Alle bebten vor den Schlünden zurück, in die jener sich stürzte. Ungestört beraubte er nun die Heerden der reichen Burgbeherrscher und der Klöster, zu Fuß und zu Pferde, als Teufel, oder als Nimmermüchtern verkleidet, doch immer begleitet von seinem Packan, der ihm alles zusammen trieb, oder, auf seinem Befehl, zerstreute, oder zerriß. Am meisten erfuhren dieß Veits Heerden, die er um die Hälfte verminderte, und dessen Hirten schon flohen, wenn sie den feuerspeienden Teufel in großer Ferne entdeckten.

Doch dieß alles befriedigte Jakobs Rache nicht. Es galt Veiten selbst und seiner Käte! Und doch fand er sie nicht mehr außerhalb der Burg; er mußte sie daher in der Burg selbst aufsuchen. Beim Nachforschen hörte er, daß Veit seit jenem Sturze das Bette nicht verlassen hatte. Einen Kranken wollte er nicht kränken, und so blieb ihm vor jetzt nur das Fräulein. — In einer neblichten Herbstnacht stand er mit einem Male, halb vom einfallenden Monde beleuchtet

in

in seiner Teufelsgestalt, vor Catharinens Bette. Als Gefangener hatte er ihr abgelegenes Schlafzimmer ausgespäht. Brüllend weckte er Catharinen, und entehrte sie. Dann rief er ihr zu: „Das that ich aus Rache! heute vor einem Jahre lndest du mich spottend ein, dein Mann zu werden. Ich bin Jakob!“ — So verließ er die Bebende.

Aber dies hätte sie bald vergessen, wäre es verschwiegen geblieben. Aber nun erschien er mehrere Tage vor Veits Burg, und verkündete allen Leuten, die er traf, Catharinens Entehrung. Bald erfuhr es Veit durch die allgemeine Sage. Und seine Wut, da sie den Thäter nicht erreichen konnte, wandte sich gegen seine Tochter, bisher seine einzige Freude, und deren Ausschweifungen er sonst immer belacht hatte. Er haßte die von einem Unedlen kundbar Entehrte wie die Hölle, und wollte sie und seine Schande vor der ganzen Welt in dem Burgverlies begraben, als sie mit ihrem alten Buhlen, dem Manne von Veits Rebsweibe, entfloh.

Gegen Ende des Winters kamen Jakobs Söhne zu ihrem Vater — als gemachte Räuber. Sie hatten

den sich unter den Landsknechten befanden, die damals Franken und Schwaben durchstreiften, und alles verheerten, was sie beschützen sollten. Hier hatten sie in einem Jahre mehr von dem Räuberhandwerke gelernt, als sie in zehn Jahren in des Räubers Höle gesehen haben würden. Auch beachten sie zwei schwarze Bullenbeißer mit, die einer der weitgereisesten Hauptleute der Landsknechte zur Menschenjagd abgerichtet hatte. Jakob erzählte ihnen, wozu ihn Rache getrieben habe, und staunte nicht wenig, wenn seine Söhne das Kleinigkeiten nannten, wozu er nur in Trunkenheit Muth fand, und was er nur stolpernd nachsagen konnte. Sie erzählten ihm nun, was nach damaligem Kriegesgebrauch erlaubt war, und gelobt und belohnt wurde, wo Sengen und Brennen, Rauben und Verwüsten alles Eigenthums, Nothzucht und Morden mit der ausgedachtesten Grausamkeit, das Tagewerk der Landsknechte war.

Jakob hörte ihre Erzählungen anfangs mit Schaudern, gewöhnte sich aber allmählig an die Abscheulichkeiten, und entschloß sich endlich, von seinen Söhnen aufgefordert, dieß im Kleinen nachzuahmen. Sie wuß-

wußten bald sich berittten zu machen, und nach damaliger Sitte zu bewaffnen. Da alle sechs Wütriche schwarz bekleidet waren, so nannten sie sich selbst: die schwarze Rotte.

Um Veit, der von dem Beinbruch wieder hergestellt war, aber es nicht wagte, seine Burg zu verlassen, weil er wußte, daß Jakob ihm den Tod geschworen hatte, ins freie Feld zu bringen, zündeten sie das Gehölz an, das seine Burg umgab. Die Flammen ergriffen auch einen Theil der Gebäude. Aber Veit kam nicht; er war einige Tage vorher vor Wut gestorben.

Nun schwuren die Räuber in ihrer Höle allen Burgbeherrschern ewige Feindschaft und Krieg; und die schwarze Rotte wurde das Schrecken aller Edelleute der ganzen Gegend. Zwar mordeten sie jetzt noch keine Menschen: aber die Heerden der Gutsbesitzer zerstreuten und würgten sie, wo sie dieselben trafen, und in ihren Kornfeldern und Forsten legten sie oft Feuer an.

Ganze Gemeinden wurden gegen sie aufgeboten, aber ohne Erfolg. Lange blieb der Schlupfwinkel,

der diese Nachtmenschen und ihre schwarzen Begleiter aufnahm, unentdeckt. Den größte Theil derer, die sie verfolgen sollten, fürchtete sie als wirkliche Teufel, oder als Verbündete der Hölle. Die Landleute, die ihnen näher wohnten, ahneten die Wahrheit der Sache, und vermuthten den Höhlenbewohner Nimmernächtern als Anführer der schwarzen Rotte. Aber dies sahen sie nicht ungern in ihrer Nachbarschaft, weil sie nicht allein die Hütten das Volks verschonten, sondern sie auch, durch die weitverbreitete Furcht, gegen die Streifzüge und Bedrückungen der Raubritter schirmten, die seit Jahrhunderten das Eigenthum der Mitmenschen als ihre Beute betrachteten. Auch sahen manche diese Räuberrotte als eine Geisel des Himmels an, um jenen Räubern das Vergeltungsrecht wiederfahren zu lassen.

Aber Jakob und seine Söhne wurden, durch den häufigen Genuß berauschender Getränke und des rohen Fleisches, durch den Anblick gewürgter und zerrissener Thiere, und durch die immer wiederkehrenden Entwürfe der Rache, wovon sie einzig nur sprachen,

immer

immer raubsüchtiger, blutdürstiger und tigerartiger, gleich ihren Hunden.

Sie wurden förmliche Straßenräuber, und wagten es endlich, sich auch am Tage auf den Heerstraßen zu zeigen, die durch die goldne Aue führten, und jeden Vorbeireisenden, bei dem sie Geld oder Kaufmannswaare vermutheten, ohne Unterschied des Standes, zu berauben, und, bei dem geringsten Widerstande, zu ermorden. Aber dieser Eingriff in das Handwerk brachte die Raubritter, die damals rings um die goldne Aue her, auf der Questenburg, der Rothenburg, dem Kyffhaus, der Sachsenburg u. s. w. hauseten, in Wut. Sie verbanden sich zum förmlichen Kriege gegen die schwarze Rotte; und diese, durch Übermacht geschreckt, sah sich genöthigt, das offenbare Rauben jenen zu überlassen.

Sie kehrten zu dem alten Kunstgriff zurück, des Nachts als Diebe zu erscheinen; und verübten in ihrem Wahnsinn einige Zeit viele Abscheulichkeiten, selbst in den Häusern des Landvolks, in der goldnen Aue. Aber hier fanden sie Anbauer aus den Niederlanden, die sich in diesem fruchtbaren Thale nieder-

gelassen hatten, und welche in den verkappten Teufeln bald Menschen erkannten. Hier wurde die schwarze Rotte einst in einem Hause, wohin man sie zu locken gewußt hatte, gefangen. Man hatte in ihm eine leicht-bedeckte Fallgrube zugerichtet, in welche die Betrunkenen stürzten, und so der eindringenden Schaar nicht entkommen konnten.

Vor seiner Hinrichtung mußte Jakob seinen Richtern und dem herzuströmenden Volke seinen lange verborgenen Aufenthalt zeigen. Man fand hier die drei schwarzen Pferde der Räuber an ihrer Krippe. Und noch jetzt heißt davon die halbverschüttete Höle: Nimmernüchterns Pferdestall.

Otmar.

XII. Der

XII.

Der erfüllte Traum.

Und noch ein Herz, das unserm sich ergiebet,
Und ohne Lohn und ohne Reue liebet.

Gisele, S. 133.

Im Jahr 1783.

Ich war ein Knab', und träumte
In einer Sommernacht
Ein Mir des Waldes habe
Mir Honigseim gebracht.
Doch in der süßen Speise
War eine Biene zart
Die unvermerkt und heftig
Von mir genossen ward
Der Stachel, den die Hellen
Nur gegen Feinde wetzt.

Der hatte sich im Innern
Des Mundes eingesetzt;
Und, so, wie bei Gefahren
Das kleine Thier er schützt,
Ward, mit gerechter Strenge,
Er auch von mir genützt.
Sie selbst war bald geglitten
Hinab tief unters Herz;
Und, noch vom Schlafe trunken,
Empfand ich Weh' und Schmerz.

Da thät die rechte Lende
Sich allgewaltig auf:
Ein Mädchen, nie gesehen,
Voll Unschuld, folgte drauf.
Itzt stand sie, unverhüllet
Da vor mir, blendendblos;
Ihr Haar war ihr Geschmeide;
Schnell ward sie sichtlich groß.
Sie küßte mich, und weinte,
Und träumend weint' auch ich:
Und, so, wie wir uns kannten,
Erkannten Thränen sich.

Sanft

Sanft sprach sie wenig Worte,
Mir fremd und unbekannt:
Doch, was den Lippen fehlte,
Ersetzte der Verstand.
Ein Funke Liebesfeuer
Troff heiß auf meinen Mund,
Und, ohne Miethlingshülfe,
Ward mir die Sprache kund. —
Es schuf im Paradiese
Das erste Menschen-Paar
Die Rede sich, die beiden
Ein Weg zum Herzen war. —
Rasch flog ich ihre Gestalten,
Gleich runden Perlen, auf:
Und ihre Wangen glühten,
Wie ein Granaten-Knauf.
Geschäft'ger Eifer lenkte
Die warme, fert'ge Hand,
In der ich seine Spuren
Von Fleiß und Künsten fand.
Bald schwang, sie holde Arme,
Holdselig um mich her:

Beschämt erwacht' ich Knabe,
Und sahe sie nicht mehr — —

Noch lange blieb im Herzen
Die reizende Gestalt,
Und nichts entriß die Seele
Der liebenden Gewalt —

— Ich schwamm im Strom des Lebens,
Ein Jüngling, frisch und wild;
Und unter tausend Wesen
Verlor ich nie dieß Bild.
Zwar Bild war's nur, nicht Wesen,
Was ich im Traum erblickt;
Doch schien ich im Genusse
Der Täuschung selbst beglückt;
Hat einst Athena's Weisen
Ein wacher Geist geschützt:
So ward von diesem Bilde
Ich geistig unterstützt *):

Wenn

*) Sehr wahr sagt Sintenis: „Wie macht der Gedanke, die Liebe einer wackern weiblichen Seele zu verdienen, den ganzen Jüngling

Wenn Pedicanten wüten,
Was sie nie selbst gethan,
Sah's mit Madonnen-Augen
Die stolzen Sünder an.
Bei hagern Decamisten
Trug's über mir den Schild,
Denn Schulstaub abzuwehren,
Der ihre Kammern füllt.
Wie eine Pallas blickt' es
Hin auf mein Sächselbret,
Und sichtete die Scribler,
In Kalbsell eingenäht.
Auf schönegedruckten Blättern
Stand's vor dem Augt da,
Das bei Metaphern blinzte,
Und nirgend Wahrheit sah.
Und wenn ich reimend lachte,
Und wenn ich ernsthaft schrieb,

War-

ling auch wacker!" Beiträge zur Verwandlung der Moral des Urchristenthums in eine Moral unsrer Zeitalter, S. 93.

War mir sein Lob willkommen,
Mehr noch sein Tadel lieb.
Wenn Arme schweigend baten,
So führt' er schnell die Hand
Zum Groschen, den ich zaudernd
In meinen Taschen fand.
Im Vorsaal großer Hannsen
Gab's meinen Lippen Muth,
Prägt' Unschuld auf die Stirne,
Und goß ins Auge Gluth,
Und zeigte die Chicane
Den Krokodilen-Zahn.
Zog es mir Unerschrocknen
Der Freimuth Panzer an,
Im Buche strenger Zukunft
Ließ es mich, tröstend, sehn
Der Uibertreter Ende,
Die stille Tugend schmähn.
Mit Freuden überströmt' es
Mein einfach-frohes Mahl,
Und überflocht mit Rosen
Den reinlichen Pocal.

Nach-

Nach halb durchwachten Nächten
Schloß es mein Auge zu,
Goß Kräfte, wie der Aether,
Aus über meine Ruh,
Mit leisem Kusse weckte
Am frühen Tag es mich,
Wie zu dem griechischen Knaben *)
Sich Göttin Luna schlich. —

Auf einmal hielt die Wollust
Den giftgen Spieget vor:
Entflammte Lüfte dampften
In Schwefelbrand empor;
Und, wie, im Aschenhaufen,
Der Unschuld Bild zerfloß,
So schwanden jene Freuden,
Die ich mit ihr genoß. —

Da riß auf Krons **) Schwingen
Mich Tyche ***) mächtig fort.

Im

*) Endymion.

**) Das Symbol der Zeit.

***) Das Symbol des Schicksals.

Im Dunkel sank ich nieder,
Und, Götter! Welcher Ort!
Die Nebelwolken schwammen
Ins Fluthbett' obrer Luft,
Und, wie, wenn aus dem Schlummer
Die Feuerglocke ruft,
So lag, mit wildem Staunen,
In Lechus *) Land' ich da,
Erblickte, nahm und hatte,
Was einst im Traum ich sah.

*) Der vermeinte Stammherr einer großen, edeln und itzt unterdrückten Nation.

Martyni-Laguna.

XIII.

XIII.

Der verdorbene Hering. *)

In einer Welt, wo Alles verkettet ist, wo jede Wirkung zu einer neuen Ursache von unzähligen andern Wirkungen wird, wo die materiellen und geistigen Kräfte unaufhörlich mit einander wirken, wo eine Idee Revolutionen in der Körperwelt und ein kleiner Vorfall in diesen Revolutionen in der Geisterwelt hervorbringen kann, giebt es eigentlich gar keine Kleinigkeiten in dem Sinn, wie das Wort gewöhnlich gebraucht wird. Sollte man's glauben, daß ein verdorbener Hering unter Umständen ein Ding von großer Bedeu-

*) Diesem Aufsatze liegt eine wahre Begebenheit zum Grunde, die der würdige H. Verf. in seiner schon bekannten Manier bearbeitet hat. Die Erholungen werden deren in der Folge mehrere enthalten, welche die Absichten des Verf. noch deutlicher an den Tag legen werden.

A. d. H.

Bedeutung werden könnte? und doch ward er es. Folgende Erzählung wird dieß beweisen.

Einer unserer ersten deutschen Dichter, dem unter vielen andern großen Verdiensten auch dieses eigen ist, daß er Verdienste zu schätzen, zu befördern, dazu aufzumuntern, und sie aus dem Dunkel hervorzuziehen weiß, kam von einer Reise zu den Mitgenossen seines Ruhms Abends spät in der Herberge einer Reichsstadt an, wo er zum Abendbrod nichts, als einen Hering erhalten konnte. Gern hätte er sich daran genügen lassen, aber der Hering war — verdorben, und er konnte ihn nicht genießen. Er war Willens, ohne Jemanden hier zu sprechen, des andern Morgens früh wieder abzureisen, um bei Zeiten in seinem Wohnorte wieder eintreffen zu können. Dieser Vorfall aber nöthigte ihn herum zu denken, ob ihm in derselben Stadt nicht ein Gelehrter bekannt sei, bei welchem er vor andern den Abend zubringen könnte. Er besannete sich eines Rathmannes, den er kannte, schickte seinen Bedienten zu ihm und ließ sich melden. Der gute Mann erschien selbst sogleich und hatte nicht so bald von der schlechten Bewirthung des Dichters gehört,

hört, als er sogleich von seinem Hause aus ein frugales Abendbrod veranstalten ließ, und einen schönen Abend mit dem Dichter, so wie der Dichter mit ihm, zu genießen anfing. Wie es zu gehen pflegt, wenn gute edle Menschen sich wiedersehen, sie erzählen sich das Interessanteste aus dem Zwischenraume, da sie sich nicht gesehen und gesprochen haben, besonders von interessanten Bekanntschaften und Büchern, Bemerkungen und Beobachtungen, die sie gemacht haben. Der Rathsmann kam unter andern auch auf einen verdienstvollen Mann in der Nähe, welcher in der Verborgenheit und in einer kümmerlichen Lage lebte, zu reden, und erzählte von dessen Verdiensten und Schicksalen. Ich will ihn Andon nennen. Andon, von Aeltern erzogen und Lehrern gebildet, die überzeugt waren, das Heldenthum und Wissenschaft unzertrennlich zusammen gehören, hatte sich dem Kriegswesen gewidmet. Seine Talente, seine Kenntnisse und seine persönliche Tapferkeit hatten dem Jünglinge im siebenjährigen Kriege bald eine Hauptmannsstelle bei einer damals errichteten Legion erworben, und die Aufmerksamkeit der Heerführer auf sich gezogen. Da

zu

zu kam die schöne Figur des jungen Mannes. Der siebenjährige Krieg wurde geendiget. Weder die Verdienste noch die ansehnliche Gestalt retteten Andon; die Legion, bei welcher er als Hauptmann stand, wurde entlassen, und ihn traf, wie so viele andere verdiente Officiere, das Schicksal, auch entlassen zu werden; denn die Macht, welcher er bis dahin gedient hatte, bedurfte ihrer in Friedenszeiten nicht. Er machte Versuche aller Art, anderweitig angestellt zu werden. Aber überall fehlte es nicht an entlassenen Officieren, die mit ihm gleiche Wünsche hegten und die Erfüllung der seinigen hinderten. Andon trieb sich eine Zeitlang brodlos umher. Zuletzt führte ihn sein gutes Geschick als Zeichenmeister in eine Klosterschule für Einhundert Thaler jährlicher Einkünfte, womit er alle seine Bedürfnisse ohne Ausnahme bestreiten mußte, welches in seiner Lage zwar sehr annehmlich, aber für einen vormaligen Hauptmann doch wenig entschädigend war. Indessen bestätigte dieses Beispiel den alten Waidspruch, daß man klein anfangen muß, wenn man zu etwas Größerm gelangen will. Mancher hat sich dadurch auf Zeitlebens geschadet und ist

eben

eben darum in den niedrigsten Regionen geblieben, weil er durchaus groß anfangen wollte und das Kleine verschmähte; gern hätte mancher das, was er vormals verschmähte, wieder gehabt, aber es wurde ihm nicht zuweder so gut gethan. Andon erwarb sich in seiner neuen Lage bald viele Achtung, und war noch gar keine lange Zeit in derselben gewesen, als der gute Rathmann, der seine Bekanntschaft gemacht hatte, dem edlen Dichter von ihm erzählte. Dieser Schlager jedes Verdienstes faßte in demselben Augenblicke, da er von Andon hörte, die Entschließung, zu diesem zu reisen, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und fand einen verdienstvollen Mann im Staube. Er verließ ihn mit dem festen Vorsatze, das verborgene Verdienst ans Licht zu ziehen, und sann auf seine Reise über die Mittel nach, die am sichersten zum Zweck führen könnten. Bald fand er den Weg zum Ziel. Der fürstliche Chef eines Regiments suchte einen Instructeur für die jüngern Officiere in den ihnen nöthigen Wissenschaften, und hatte dem Dichter deshalb Auftrag gemacht. Andon wurde dazu in Vorschlag gebracht und auch unter guten Bedingungen

an-

angenommen. Nach einigen Jahren, in welchen er Gelegenheit genug gehabt hatte, seine Verdienste zu zeigen, wurde er als Hauptmann bei dem Corps de Genie angestellt. Er war mehr noch, als Soldat mit ausgezeichneten Kenntnissen in seinem Fach, er war gebildeter Mann und mit jeder practischen Wissenschaft vertraut. Dies zusammen genommen entschied für ihn, als ein ausländisches Fürstenhaus von daher, wo Andon lebte, einen Erzieher für zwei Prinzen suchte, der Helden zu bilden im Stande wäre. Hier eröffnete sich die glänzende Laufbahn, die er von nun an durchlief. Er wurde Oberster und General, bildete die Prinzen zu Helden, wovon der eine als ein noch junger Mann mit ausgezeichnetem Ruhm jetzt gegen die Neufranken kämpft, hatte beträchtlichen Antheil an gewissen Staatsgeschäften, und hat ihn noch jetzt.

So viel konnte ein verdorbener Hering veranlassen! — War der Hering gut, so sprach der Dichter den Rathmann nicht. Sprach er diesen nicht, so blieb ihm auch Andon unbekannt. Andon kam nicht auf diese Art aus seiner Dunkelheit, wurde weder Instructor

structor der Officiere, noch Ingenieur-Hauptmann, weder Oberster noch General, und bildete jene Prinzen nicht zu Helden. Er hätte vielleicht auf eine andere Art sein Glück gemacht, aber schwerlich dürfte es so glänzend geworden seyn. Man söhnt sich leichter mit kleinen und großen Uibeln aus, wenn man denkt: Wer weiß, wozu es gut ist! Begebenheiten im Kleinen und Großen, die uns im Zusammenhange zu sehen verzönnt sind, wie die vorhin erzählten, helfen sehr dazu, eine Uiberzeugung zu befestigen, die uns glücklich durch die Stürme des Lebens führen, und eben so dem Mißmuth und der üblen Laune bei kleinen Unannehmlichkeiten wehren kann.

Streithorst.

XIV.

An

Sicilianus Bombyx.

Nach Jacob Balde's Lyr. Lib. II. Od. 48.

Die Weibgebornen treibet ihr Schicksal, Freund!
Sieh! auf und unter geht das Tagesstern:
Also auch du! Was strebst du gegen
Deine Bestimmung? was gegen ehrne

Nothwendigkeit, die Allem, was irdisch ist,
Dieß Ziel allein, dieß traurige Ziel gesetzt? —
Daß hier du athmest, ist ihr Wille:
Aber ihr Will' auch, daß dort du hingehst!

Klamer Schmidt.

XV. Die

XV.

Die ästhetische Wirkung.

Erste Scene

In der Wohnung des Doctor Hollmann.

Kammerrath Molling.

K. Molling. Guten Morgen! guten Morgen, lieber Hollmann! Sie müssen heute Mittags mit mir essen, um — was dächten Sie wohl? — bei mir zu Mittag essen —

D. Hollmann. Ist etwa ihr Herr Neffe endlich einmal angelangt?

K. Molling. Nein, lieber Doctor, aber — sein David, mein David ist da.

D. Hollmann. Wie versteh' ich das? — Ich wußte nicht —

K. Molling. Haben Sie denn schon vergessen, daß er mir ein Gemälde von David in meine Sammlung versprochen?

D. Hollmann. Ja so! Daran dacht ich nicht. — Nun, nach allem dem, was Ihr Herr Bruder davon geschrieben, bin ich sehr neugierig —

K. Molling. Aber, Herzens-Doctor, Sie werden erstaunen, wenn Sie es sehen. Es wird die Zierde meiner Sammlung. Was soll der alte Herrmann sich wundern, der die französische Schule nicht ausstehen kann! — Aber davon ist auch keine Spur darin zu sehen. Alles edel und wahr, alles ächt antik!

D. Hollmann. Da werden Sie uns heute ein wahres Fest geben. — Was stellt es vor?

K. Molling. Was es vorstellt? — Ja, die Vorstellung! die macht mir eben das meiste Vergnügen! Sie ist ganz neu, meines Wissens noch nie gemalt.

D. Hollmann. Aecht antik? Also wohl eine schöne Heroide von Rom oder Griechenland?

K. Molling. Griechisch! und ächt griechisch! aus der ältesten Zeit! — Paris und Helena!

D. Hollmann. Also so etwas? — Ich erwartete irgend einen schönen Zug von Vaterlandsliebe, Edelmuth oder Tapferkeit —

K. Mol-

K. Molling. Diese geben ja nicht den einzigen Stoff zur wahrer Kunst-Schönheit. David hat sich eine Aufgabe gewählt, die gewiß eine der schwierigsten ist, und — die er glücklich gelöset hat.

H. Hollmann. Sie meinen vermuthlich die Darstellung der eigenthümlichen Schönheiten beider Geschlechter.

K. Molling. Und zwar in zwei Personen, die für die schönsten in ganz Griechenland galten! — Aber das ist kaum die Hälfte der Aufgabe.

H. Hollmann. So machen Sie mich doch auch mit der andern Hälfte bekannt: ich werde dann um so richtiger darüber urtheilen können, wenn ich das Bild selbst sehen werde.

K. Molling. Das will ich, Freund; und Sie werden finden, daß die Wahl des Gegenstandes nicht glücklicher seyn konnte. Denken Sie sich den schönsten jungen Mann und das schönste junge Weib in Griechenland; in beiden die Leidenschaft der Liebe aufs höchste gestiegen: Helena ruht auf ihrem Lager, als schmiegte sie sich an das geliebte Bild ihrer Phantasie mit innigster Wollust an. In diesem

An-

Augenblick überrascht sie Paris, und sitzt oder liegt beinahe halb auf dem untern Theile des Leibes, die eine ihrer Hände in der seinigen haltend. In dem Gesichte des schönen Weibes herrscht die Unruhe der Leidenschaft mit einiger Besorgniß gemischt; aber ihr feuchtes auf ihn geheftetes Auge erwiedert die Sehnsucht der Zärtlichkeit, die beide beseelet. Paris sehnsuchtsvoller Blick scheint sie zu bitten, das leichte Gewand, durch welches man die ganze Form des untern Theils ihres schönen Körpers erblickt, vollends hinwegziehen zu dürfen; Helena faßt es nur noch mit zwei Fingern, die bereit scheinen, es sich entschlüpfen zu lassen. Dieser schwache scheinbare Widerstand, verbunden mit dem ganzen Ausdruck ihres Gesichts und des Uebrigen verführerischen Lags, die sie nicht verändern zu wollen scheint — alles verkündiget die volle Erlaubniß dazu. Noch ein Augenblick, und die bisherige Scene —

D. Hellmann. Nun, das muß wirklich ein reizendes Bild der Verführung seyn. Es scheint einen sehr tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben.

K. Mol-

K. Molling. Scherzen Sie immerhin. Es ist wahr, ich bin ein alter Kerl, aber —

D. Hollmann. Sie haben doch schon an einen grünseidenen Vorhang gedacht?

K. Molling. Dann wär' es erst das, wie Sie es nannten. Aber so ist es nur ein herrliches Gemälde, in welchem man die Darstellung reizender Formen, den Ausdruck der Leidenschaft, Natur und Wahrheit, edlen Styl und schönes Colorit bewundert.

Ein Bedienter (tritt herein.) Herr Assessor Lommer überschickt dieses Buch nebst einem Briefchen, und läßt um den zweiten Theil bitten.

(Der Doctor lieset, und holt hierauf den zweiten Theil, während welcher Zeit der Kammerrath den ersten durchblättert.)

K. Molling. Ja, das ist so etwas für den Herrn Assessor Lommer! — Komödien und Romänchen, das ist so seine Sache.

D. Hollmann. Doch mit Auswahl. Lommer hat gewiß einen richtigen Geschmack. Er betrachtet Schriften dieser Art wie Kunstwerke.

K. Molling. Wozu doch diese Hagestolzen nicht etwa gehören sollen? — Der Verfasser scheint sich wirklich gefühlt zu haben, als er seinen Geburten diesen Namen gegeben.

D. Hollmann. Dießmal möchte der Name, den ich jedoch in anderer Rücksicht nicht billige, Sie wohl ein wenig täuschen. Das Werkchen enthält wirklich einige vortrefliche Aufsätze.

K. Molling. Meine Lectüre sind dergleichen Sachen nicht. Ich habe mich oft gewundert, wie Sie auf solche Bücher so viel wenden können. Freund, Freund, Sie könnten wirklich eine hübsche Tapete von guten Bildern dafür haben.

D. Hollmann. Und so hab' ich eine ganze Gallerie.

K. Molling. Von Schattenbildern, ohne Zeichnung, ohne Colorit, ohne Haltung, ohne Ausdruck.

D. Hollmann. Vergeben Sie! Dergleichen möchten Sie in meiner Sammlung nicht viele finden.

K. Molling. O da ist wohl kein großer Unterschied zu machen; und vielleicht sind die besten noch die schlimmsten.

D. Holl-

D. Hollmann. Wie meinen Sie das?

K. Molling. Ich halte alle diese Bücher für schädlich, und also desto schlimmer, je besser sie geschrieben sind.

D. Hollmann. Dieß bedarf denn aber einer nähern Bestimmung, wenn ich Ihr Urtheil soll gelten lassen. Schriften, welche der Sinnlichkeit schmeicheln — die eben keiner Aufmunterung bedarf, — und welche der Moralität überhaupt schaden, sind freilich desto gefährlicher, je besser sie geschrieben sind. Hierin bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden. Aber Schriften, welche bestimmt sind, Moralität zu verbreiten und der Sinnlichkeit eine gute Richtung zu geben, finden auch desto leichtern Eingang in das menschliche Herz, wenn der Vortrag angenehm und hinreißend ist.

K. Molling. Durch Romane und dergleichen Schriften möchte wohl die Moralität der Menschen nicht sehr befördert werden.

D. Hollmann. Und doch! — Ist nur ein Mensch edler Eindrücke fähig, so kann die Darstellung eines vortreflichen Charakters, die Schilderung einer ed-

len Handlung, ein Gemälde glücklicher Verhältnisse, die aus Beobachtung guter Grundsätze, aus Besiegung der Leidenschaften, aus richtiger Erkenntniß des wahren Glücks entspringen, auf unverdorbene und fühlende Gemüther einen sehr wohlthätigen Einfluß haben, zumal wenn ein Meister des Kunst, ein Kenner des menschlichen Herzens, ein Mann von Weltkenntniß den Pinsel geführt hat.

K. Molling. Lieber Doctor! Das ist Affenzeret! Sie haben doch nicht selbst dergleichen Bücher geschrieben, daß Sie solche Lesereien in Schutz nehmen? — Oder wollen Sie etwa kommen das Wort bei mir reden?

D. Hollmann. Wieso?

K. Molling. Sollten Sie nicht wissen, daß ich ihm das Haus verboten habe?

D. Hollmann. Ich weis wohl etwas davon —

K. Molling. Der Narr hatte sich in meine Tochter verliebt, und das Mädchen war schon ganz empfindsam gegen ihn geworden. Die verdammten Bücher, die er ihr immer brachte, hatten ihr beinahe schon das Köpfchen verdreht.

D. Holl-

D. Hollmann. Die Bücher mögen wohl die mehrste Schuld daran haben. Aber die Sache selbst nimmt mich weiter nicht Wunder. Ihre Demoiselle Tochter muß jeden jungen Mann bezaubern, und kommen — nennen Sie mir einen jungen Mann, den Sie an Artigkeit, Talente, Liebenswürdigkeit und sittliches Betragen mit ihm vergleichen können!

K. Mölling. Ja, das ist alles ganz gut — und es thut mir leid, daß der kleine David nicht seinen Vater kennt, denn es hat Niemand so ein richtiges Kunstgefühl wie er; Sie selbst nicht ausgenommen, lieber Doctor! — Aber was sollte endlich daraus werden? Meine Tochter hätte ich ihm nimmermehr gegeben.

D. Hollmann. Und warum nicht?

K. Mölling. Warum nicht? — Und das können Sie noch fragen? — Kommer hat nichts, ist erst Assessor, und wenn er auch einmal einrückt, so hat er immer noch kaum für sich genug.

D. Hollmann. Desto mehr besitzen Sie, um ihr einziges Kind zu unterstützen und glücklich zu machen.

K. Mol-

K. Molling. Das kann sie auch so werden, ohne Romanenglück. Oder soll ich einer jugendlichen Thorheit wegen mein Vergnügen aufgeben? Nein, daraus wird nichts. Nehmen Sie nur, was ich schon für schöne Bilder habe. Es wäre Schade, wenn nichts Ganzes draus würde! Nein, nein! in acht bis zehen Jahren muß ich das schönste Privat-Cabinet in Deutschland haben.

D. Hollmann. Was Ihnen lange nicht so viel Freude machen würde, als alle die Gemälde häuslichen Glücks, die Sie hervorbringen könnten, wenn Sie einer vernünftigen Neigung Ihrer Tochter Gehör gäben.

K. Molling. Doctor! Doctor! hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Sie von den Empfindeleien Ihrer Bücher so sehr angesteckt wären! Wenn ich nicht sonst so große Achtung für Sie hätte — Aber das bitt' ich mir zur Freundschaft aus: keine Silbe mehr von Lommer!

D. Hollmann. Wie Sie wollen! — Allein da Sie so sehr wider alle unterhaltende Schriften ohne Unterschied eingenommen sind, und da Sie diese für

so

so verderblich und verführerisch halten, so sagen Sie mir doch ums Himmelswillen, wie Sie ein Gemälde wie Ihren David, dessen Gegenstand Sie selbst so sehr erwärmt hat, vor den Augen Ihrer Tochter aufhängen können.

K. Molling. Vor den Augen meiner Tochter! Nun was hat denn das zu bedeuten? Es ist ja nur ein Bild.

D. Hollmann. Freilich nur ein Bild, aber ein Bild der Verführung, und noch dazu ein Meisterstück.

K. Molling. Mit einem Bilde ist es ganz etwas anders als mit einem Buche.

D. Hollmann. Jedes hat seine eigenthümliche Wirkungsart, die ich hier nicht auseinander setzen will. Ihr Bild würde vor einem schönen poetischen Gemälde dieses Gegenstandes nicht viel voraus haben. Als Kunstwerke würden sie beide schön seyn; ob schädlich oder nützlich, das ist freilich eine andere Frage. — Aber gesetzt auch, ich räumte Ihnen die größere Schädlichkeit eines solchen poetischen Gemäldes ein, so trift ja drum dieses Urtheil nicht

auch

auch sittliche Gemälde und angenehme Darstellungen, welche Frohsinn und Vergnügen erregen.

K. Molling. Freund! Freund! die sind oft noch schlimmer. Was üppige Gemälde auf einmal gewiß nicht vollbringen, bewirken diese nach und nach, und desto sicherer. Gehen Sie mir mit Ihren Schwärmereien und Empfindeleien!

D. Hollmann. Von solchen bin ich selbst kein Freund. Aber hier sind, zum Beispiel, diese Bagatellen. Würden Sie wohl glauben, daß sie eine Erzählung enthalten, die nicht nur ein so schönes Kunstwerk ist, daß sie ihren David wohl aufwiegen dürfte, als auch zugleich ein sehr sittliches Gemälde, das Sie ungemein interessiren würde? —

K. Molling. Meinen David aufwiegen! Hahaha! Machen Sie mich nicht zu lachen.

D. Hollmann. Und dem Sie überdieß unendlich viel zu danken haben!

K. Molling. Ei, ei! Das kömmt ja immer besser. Wie denn so?

D. Hollmann. Lesen Sie diesen Brief.

K. Mol-

K. Molling. Von Sommer? — Nun, das bekömmt ja wahrhaftig ein recht romanhaftes Ansehen.

(Er liest.)

„Wie soll ich Ihnen für die Mittheilung des hier zurückfolgenden Buchs genug danken, mein würdiger Freund! Antonie ist ein Meisterstück, ein vollendetes schönes Kunstwerk. Aber für mich hat es noch einen ungleich größern Werth; denn es hat den Entwurf zu einem Verbrechen in mir zernichtet."

„Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, vortrefflicher Mann, daß mein Herz schon seit geraumer Zeit an der liebenswürdigen Tochter des Kammerraths Molling hing, und daß ich nicht ohne Hoffnung liebte. Ich mußte vermuthen, daß ihr Vater unsern beiderseitigen Wünschen nicht entgegen seyn würde, weil er mir immer freundschaftlich begegnete: aber diese Vermuthung war ein lieblicher Irrthum. Vor einigen Tagen sagte mir der Kammerrath, ich möchte sein Haus in der Zukunft vermeiden, weil meine Besuche seiner Tochter nachtheilig werden könnten, und er die Absichten, die ich vielleicht

leicht gehabt hätte, nimmermehr begünstigen würde. Urtheilen Sie von meinem Zustande, in welchen mich auf einmal dieses unerwartete Verbot setzte. Ich fand Mittel, meiner angebeteten Luise von meiner Verzweiflung Nachricht zu geben, und hatte den Trost, die stärksten und wärmsten Versicherungen ihrer unwandelbaren Liebe und Treue von ihr zu erhalten. Im Taumel der Leidenschaft beschloß ich, die Zärtlichkeit meiner Luise zu bestürmen, und sie auf eine Art zu benützen, die ihren Vater zur Einwilligung in unsere Verbindung wohl bestimmen müßte; und schon war auf morgen eine Zusammenkunft verabredet, von der freilich Luise nicht ahnen konnte, wie gefährlich sie ihr werden dürfte. Ich scheute zwar die Reinheit ihres Herzens und die Liebe zu ihrem Vater; aber was durfte ich nicht in dieser verzweiflungsvollen Lage von der Wärme ihrer Zärtlichkeit gegen mich hoffen! In diesem unruhigen Gemüthszustande warf ich mich auf den Sopha, und ergriff die Bagatellen von Anton-Wall, um mich ein wenig zu zerstreuen. Ich blätterte darin und traf auf Antonie.

nie. Der Anfang der Erzählung paßte ohngefähr zu meiner Lage und Stimmung. So wird Luise gezwungen werden, rief ich aus, und unglücklich seyn, sie, die mit dir ein glückliches Weib geworden wäre. Die Erzählung zog mich immer lebhafter an; sie traf mein Herz. Aber wie bewegt ward ich über den Edelmuth des Rittmeisters und über die Entwicklung der Geschichte. Bei Gott! das war edel, rief ich [redacted], und schämte mich vor mir selbst, daß ich im Begriff war, eine so unedle Handlung zu begehen. Nein! rief ich aus; lieber will ich unglücklich seyn, als Luisen durch Verführung ertrotzen. Meine Leidenschaft hat mich verblendet: aber edel handeln kann ich auch.“

„Und das will ich von nun an, mein vortrefflicher Freund. Ich will alles aufbieten, um Luisen zu vermögen, ihre Liebe zu mir der Pflicht gegen ihren Vater aufzuopfern. — Verachteten Sie mich wegen des unbesonnenen Schritts, den ich zu thun im Begriff war, so hoffe ich, Sie werden mich um meiner Reue willen Ihrer fernern Freundschaft nicht unwerth halten.“

K. Molling. Das ist ein sauberes Stückchen! Warte du Donnermädel! Dich ohne meinen Willen zu verlieben! — Hab' ich nun nicht recht? Ist das nicht ein vollkommner Roman?

D. Hollmann. O dergleichen werden auch ohne Bücher gespielt! — Aber was meinen Sie zu Kommers Sinnesänderung? — Ohne dieses Büchlein wären Sie vielleicht ein unglücklicher Vater geworden. Stehen Sie noch [redacted], ihm einigen Werth beizumessen?

K. Molling. Hm! hm! — Das ist — Ich — Darf ich das Büchelchen zu mir stecken?

D. Hollmann. Aber bei Verlust meiner Freundschaft, wenn Sie sich gegen Luisen oder Kommer das geringste merken lassen! — Sie haben nicht das Mindeste zu fürchten. Ich kenne Kommern wie mich selbst.

K. Molling. Da haben Sie meine Hand drauf! — Hm! hm! hm! — Das Ding wirbelt mir gewaltig im Kopfe herum. — Nun — ich muß fort. Sie kommen also doch?

D. Holl-

D. Hollmann. Wenn Sie es so haben wollen.

K. Molling. (eilig) Also auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!

Zweite Scene

in der Wohnung des Kammerraths Molling.

K. Molling (allein.)

Nun müssen sie doch kommen? — Ich kann es kaum erwarten. (Er rückt beständig an dem Bilde hin und her, um es ins beste Licht zu stellen.)

D. Hollmann (tritt herein.) Sie haben befohlen —

K. Molling. Gebeten! gebeten! — Seyn Sie willkommen, lieber Doctor! herzlich willkommen! — (Er nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zum Gemälde.) Nun da sehen Sie —

D. Hollmann. Schön! In der That sehr reizend! Und mit welcher Wärme gemalt!

K. Molling. Und wie edel gezeichnet! Und die Leidenschaften so wahr und so treflich dargestellt!

D. Hollmann. Alles wahr, aber freilich — wir sind itzt noch allein, lieber Freund — aber freilich — wie ich gesagt habe — ein schönes Bild der Verführung.

K. Molling. Wenn Sie es durchaus darin sehen wollen! — Nun gut. Aber doch ein schönes Gemälde.

D. Hollmann. Ei dagegen habe ich nicht das geringste einzuwenden; und ich bin auch nicht so streng, als Sie glauben.

K. Molling. Aber weil ich Ihre Bücher angriff wollten Sie es meinem David entgelten lassen, nicht wahr? — Nun wir wollen einander beide nachgeben —

D. Hollmann. Und alles vergessen, wovon wir heute gesprochen haben. Sie halten doch Ihr Wort?

K. Molling. Besorgen Sie nichts übels! Wenn ich mein Wort einmal gebe —

D. Hollmann. Das weiß ich, und Sie brauchen mir es nicht aufs neue zu versichern. Ich freue mich

mich, daß ich Sie so heiter, so vergnügt finde. Das Bild — das Bild —

K. Molling. Macht mir allerdings Freude. Mit Herrmann will ich meinen Spas haben, und es für das Werk eines Italieners ausgeben. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Sie werden auch noch Jemanden sehen, den Sie — Sieh da! Herr Rath! Eben sprachen wir, daß Sie so lange blieben.

Rath Herrmann. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich zu spät komme.

K. Molling. Nicht zu spät; aber gute Freunde können nie zu früh kommen. — Hier sollen Sie etwas sehen, Freund! Etwas neues aus Rom. Stellen Sie sich hieher!

D. Hollmann. Ist es nicht ein reizendes Bild?

R. Herrmann. Schön! wirklich schön! — Von welchem Meister?

K. Molling. Von einem neuern Meister, der großes Aufsehn erregt. Er heißt Minucci.

R. Herr-

R. Herrmann. O vortreflich! Seit langer Zeit hab' ich kein so schönes Bild gesehen! — Ganz der reine edle Styl dieser Schule! — Und so schön colorirt! — Wahrhaftig, das wird eine Zierde Ihrer Sammlung.

K. Molling. Gefangen! gefangen! Sehen Sie, Freund, was Vorurtheile thun. Das hat ein Franzose gemalt! Es ist von David.

R. Herrmann. Von David? — Nun gut, so hat er sich wenigstens nach der italienischen Schule gebildet. Gehört doch Pouſſin eigentlich auch nicht zur französischen Schule, wenn er gleich ein Franzose war.

K. Molling. Nein, nein, lieber Rath. Sie müssen widerrufen!

R. Herrmann. Das werd' ich nie. — Und in der That, je länger ich das Bild betrachte, je mehr finde ich nun auch den Franzosen. Aber gemäßigt, sehr gemäßigt! Zwar italienische Schule; aber der Franzose guckt überall durch.

K. Mol-

K. Molling. Ha ha ha! Das gilt nun nichts. Sie sind gefangen: gestehen Sie es nur ein.

R. Herrmann. Das Bild bleibt drum immer schön; ich sage nur —

Assessor Lommer tritt mit sichtbarer Verlegenheit herein, und D. Hollmann ist verwundert, ihn zu sehen.

K. Molling. Willkommen, Herr Assessor! Ich habe Sie hier auf ein Kunstwerk bitten lassen — Ich weiß, Sie sind Kenner; Sie sollen entscheiden —

L. Lommer. Das darf ich mir auf keinen Fall anmaßen.

K. Molling. He! Johann! — Wir sind nun beisammen. Ruft meine Tochter! — Nun, was sagen Sie, Herr Assessor? — Das ist der David, den ich erhalten sollte. Wie finden Sie das Bild?

L. Lommer. Vortrefflich gemalt! — Auch sehr gut gezeichnet!

K. Molling. Der Herr Rath meint aber, der Franzose blicke doch hie und da durch.

R. Herr-

R. Herrmann. Deswegen hab' ich aber nicht geläugnet, daß es ein sehr schönes Bild ist.

A. Lommer. Wenigstens ist der Styl bei weitem edler und wahrer, als in allen bisherigen Werken der französischen Schule, die ich gesehen habe.

Luise kömmt; die Herren becomplimentiren sich mit ihr; Lommer verbeugt sich bloß und wendet sich dann wieder zu dem Bilde, indeß Luise, voll Verwunderung, Lommern da zu finden, sich erröthend auf die andere Seite wendet.

K. Molling. Nun, Luischen, so komm doch auch zu uns her!

Luise. Ich habe ja das Bild schon gesehen, lieber Vater.

K. Molling. Als ob man so ein Bild nicht immer wieder sehen könnte. Nicht wahr, Herr Assessor?

A. Lommer. Was reizend und schön ist, muß immer vom neuen gefallen.

K. Molling. Und zumal ein solcher Gegenstand, an dem sich zugleich ein junges Mädchen ein Beispiel nehmen kann. — Nicht wahr, lieber Doctor?

(Der Doctor sieht ihm scharf und bedeutend ins Gesicht.)

R. Herr-

R. Herrmann. Aber eben der Gegenstand! Verräth nicht wenigstens dieser gleich den Franzosen?

K. Molling. Nicht doch! Auf dergleichen Galanterien verstehen sich auch Andere. Und die Geschichte ist ja griechisch! Paris und Helena!

R. Herrmann. Aber ob ein Anderer, als ein Franzose, sie so gewählt haben würde, das ist eine andere Frage.

K. Molling. Verzeihen Sie, Herr Rath; der Künstler hat ein Bild der Verführung liefern wollen, und man muß gestehen, daß es ihm trefflich gelungen ist.

D. Hollmann. (sieht den Kammerrath bedeutend an.) Ich dächte, Herr Kammerrath, Sie verschöben die weitere Auseinandersetzung bis nach Tische.

K. Molling. Gleich, gleich, lieber Doctor! Nur noch einen Augenblick Geduld! — Ich möchte nun gar zu gern auch ein hübsches Gegenstück zu diesem Bilde haben. Fällt Ihnen nicht so ein passender Gegenstand dazu ein, Herr Assessor?

A. Lommer. Wenigstens nicht sogleich.

K. Mol-

K. Molling. Ich wüßte wohl einen; aber ewig Schade, daß er nicht antik ist! — Sie haben doch die Bagatellen von Anton-Wall gelesen? — Darin steht eine Geschichte, Antonie genannt, aus welcher sich die Scene in der Laube gar treflich zu einem Gegenstück schicken würde.

(Der Assessor geräth in die größte Verlegenheit, und der Doctor tritt vor Verdruß ins Fenster.)

R. Herrmann. Aber das scheint etwas sehr modernes zu seyn.

K. Molling. Freilich wohl; und drum will es allerdings nicht recht zu diesem Bilde passen. Aber Sie glauben nicht, Herr Rath, was für eine herrliche Scene das ist. Ich habe die Geschichte erst diesen Vormittag gelesen, und ich gestehe, sie erweckte ordentlich das Verlangen in mir, auch groß und edel zu handeln. Die Rolle des Rittmeisters müßte ich nun wohl einem Andern überlassen; aber ein bischen Fürst seyn, dachte ich so für mich, das kannst du auch. — Komm einmal her, Luise!

(Er faßt sie bei der Hand, zieht sie eilig zu Lommern hin, und legt ihre Hand mit den Worten in die seinige:)

nige:) Hier, Herr Schwiegersohn! Sie sind ein edler Mann!

(Er weidet sich einen Augenblick an der Bestürzung der jungen Leute, und dann schließt er sie beide in seine Arme.) Seid glücklich; (leise) Und hintergeht mich nie!

(zum Doctor) Sind Sie so mit mir zufrieden, lieber Doctor?

D. Hollmann. (umarmt ihn) Ich weiß, wer sich itzt übertroffen fühlt.

K. Molling. Das ist Freund Herrmann, der nicht eingestehen will, daß ein Franzose auch ein schönes Bild malen kann. — Aber Sie sehen ja aus, lieber Rath, als ob Sie nicht wüßten, wie Sie mit uns dran sind. Ich will Ihnen ein wenig Licht darüber geben.

D. Hollmann. O so lassen Sie uns doch nun zu Tische gehen! Sie können ja —

K. Molling. Nicht doch! — Sehen Sie, Herr Rath, ich dachte immer, meine Luise sollte noch eine Frau für Sie werden: aber weil Sie so wider mei-

nen

nen David waren, habe ich sie vor Ihren Augen diesem jungen Manne gegeben. Es geschieht Ihnen schon Recht! (Alle belachen den Scherz.)

K. Herrmann. Und ich wäre doch ein wahrer Paris gewesen!

K. Molling. Ja wohl! — Nun zu Tische Kinder! Die jungen Leutchen voran! Heute soll ein Gläschen alter Hochheimer nicht übel schmecken!

W. G. Becker.

61621920